10/1987 PREIS 0,80

DDR ISSN 0427–5217

FREIE WELT

Verse nach der Schlacht

Der Dichter Dolmatowski an historischer Stätte

Kalte Tropen

Taucherfotos von polaren Blumentieren

Maienblüte

Vorfreude auf die Berliner Gartenschau am Kienberg in Marzahn

★ Inhalt

Dokumentarbericht
Der Lyriker Jewgeni Dolmatowski erinnert sich
Seite 4

Demokratische Republik Vietnam
Der Zug der Enten
Seite 10

Nachrichtenmagazin
Seite 12

Wissenschaft
Computer fragen den Boden **Seite 16**

Sport
Olaf Ludwig – 40 Jahre Friedensfahrt
Seite 19

Mentalitäten
Die Treppe ins Paradies
Seite 22

mobile **Seite 24**

Serie
Das Tischgebet des Karl Möller **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Auf eigenen Füßen **Seite 28**

Das Gesicht
Ruth Werner **Seite 30**

Ausstellung
Alte Meister aus Budapest in Berlin **Seite 32**

Erzählung
Ruth Werner: Das verschwundene „P“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab“
Seite 40

Im Leserauftrag
Swanetien nach der Naturkatastrophe **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Erdgastrasse
Zu Besuch bei den Kolbergs
Seite 46

Natur und Umwelt
Blumentiere vom Weißen Meer **Seite 50**

Wirtschaft
Eberswalder Hafenkrane
Seite 54

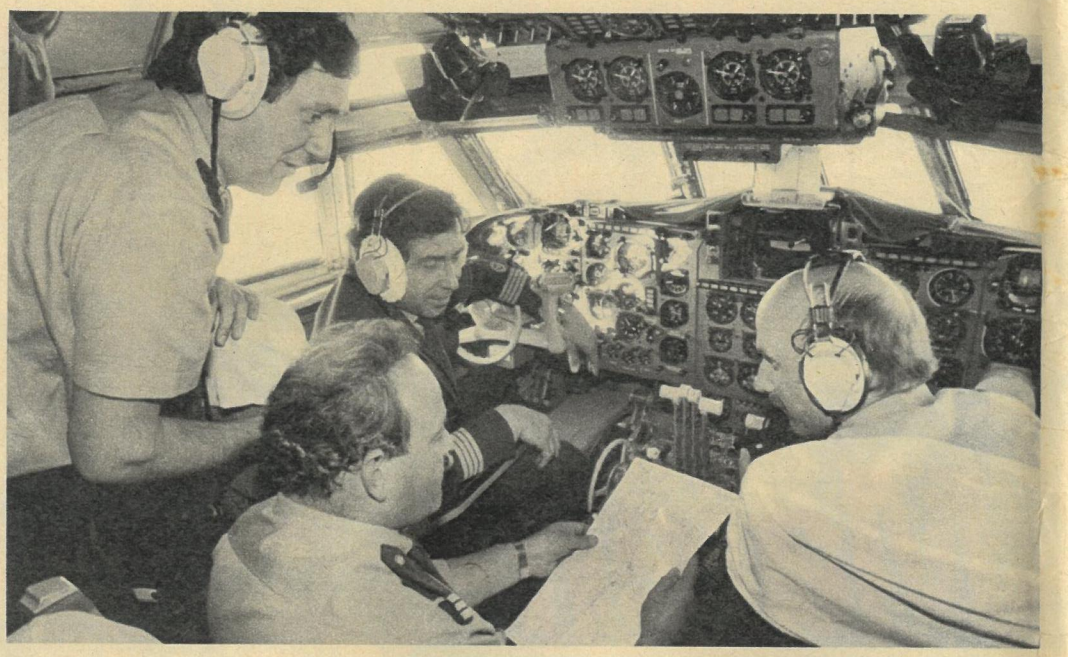
Berlin-Jubiläum
Vor der Eröffnung der Gartenschau in Marzahn
Seite 54

Titelfoto:
Kathrin Alexer, 18, in der Gartenschau aufgenommen von Alfred Paszkowiak

Redaktionsschluß für dieses Heft:
4. 5. 1987

★ Im Blickpunkt

FREIE WELT beim Erstflug dabei



Luftsprung nach Peking

Als die von Flugkapitän Heinz-Dieter Kallbach geführte IL 62 M der INTERFLUG-Linie 701 am 2. Mai exakt um 1.45 Uhr MESZ auf Landebahn 1 in Berlin-Schönefeld aufsetzte, spendeten die Passagiere spontan Applaus. Neun Stunden und 40 Minuten nach dem Start in Peking war damit nicht nur der mit 8100 Kilometern bisher längste Nonstop-Linienflug der INTERFLUG in Rekordzeit bewältigt, sondern zugleich die neueste Linie unserer Fluggesellschaft Berlin–Peking–Berlin erfolgreich eröffnet worden. INTERFLUG-Generaldirektor Dr. Klaus Henkes, stellvertretender Minister für Verkehrswesen: „Die durch die brüderliche Verbundenheit mit anderen sozialistischen Fluggesellschaften ermöglichte neue INTERFLUG-Linie auf der Sibirien-Route stellt die derzeit schnellste und bequemste Verbindung zwischen Europa und China dar.“ Maschinen der INTERFLUG fliegen nunmehr 51 Flughäfen auf vier Kontinenten regelmäßig an, während sich das Liniennetz auf über 150 000 Kilometer erweitert hat. Luftverkehrsabkommen mit 57 Staaten sowie mehr als 200 Verkaufs- und Interline-Vereinbarungen sichern, daß man mit INTERFLUG rund um die Welt fliegen kann. Begonnen hatte der Premierenflug am Donnerstagmittag in Schönefeld. An Bord der Maschine die vom Minister für chemische Industrie, Günther Wyschofsky, geleitete DDR-Sektion des Gemeinsamen Wirtschaftsausschusses DDR–VR China auf dem Weg zur dritten Tagung. In 12 000 Meter Höhe über Sibirien komme ich mit Auslandsmonteur Horst Zeidler vom Kombinat Umformtechnik Erfurt ins Gespräch. Er reist zur Reparatur einer 1964 an ein Pekinger Automobilwerk gelieferten Presse in die VR China. „Wer viel unterwegs ist, weiß eine solch schnelle und bequeme Direktflugverbindung besonders zu schätzen. Bis 1990 wird un-

Staatssekretär Heinrich Scholz (l.) und Dr. Klaus Henkes mit dem Leiter der chinesischen Hauptverwaltung für die Zivile Luftfahrt, Hu Yizhou
Im Zentrum der 10-Millionen-Metropole am „Tor des himmlischen Friedens“ (Foto rechts)

ser Kombinat weitere 72 Großpressen nach China liefern.“ Noch bevor wir in der Gegend des Baikalsees einen prächtigen Sonnenaufgang erleben, gibt es Gelegenheit zum Gespräch mit Flugkapitän Heinz-Dieter Kallbach. Seit 1978 fliegt er mit der IL 62, und ab 1983 ist er Staffelleiter. Acht Millionen Flugkilometer und 13 000 Flugstunden stehen inzwischen beim 47jährigen zu Buche, der am 1. Mai unsere Maschine pünktlich in Peking landet. Heinrich Scholz, Staatssekretär im Ministerium für Verkehrswesen der DDR: „Die Eröffnung der Fluglinie entspricht voll den gewachsenen politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlich-technischen und kulturellen Beziehungen zwischen unseren beiden Staaten und Völkern, die mit dem Besuch des Genossen Erich Honecker im Oktober 1986 in der VR China in ein neues Stadium getreten sind.“ Während der internationalen Pressekonferenz in der DDR-Botschaft wird auch darüber informiert, daß nach der inzwischen erfolgten Aufnahme des Flugverkehrs durch die chinesische Gesellschaft CAAC und Aeroflot auf der Linie Berlin–Peking–Berlin ab sofort wöchentlich 500 Plätze in jeder Richtung zur Verfügung stehen. Während des Nonstop-Rückfluges äußert Oberpharmazierat Dr. Wolfgang Keller vom Außenhandelsbetrieb GERMED: „Wir haben in Chonqing und Xian Arzneimittelseminare abgehalten und freuen uns nun, mit zu den ersten Dienstreisenden unseres Landes zu gehören, die nach wochenlangem Einsatz dank INTERFLUG schnell, sicher und bequem wieder in die Heimat gelangen.“ Auch wir danken Flugkapitän Kallbach und seiner Crew für den präzisen Flug und die gute Betreuung von Kontinent zu Kontinent.

Hans-Peter Gaul (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)

„Witze“ und Menschenrechte

von Karl-Eduard v. Schnitzler

In der Schülerzeitung „Phoenix-Infokiste“ in Dortmund erfreute die Redaktion ihre jungen Leser mit dem „Witz“: „Wann geht es wieder aufwärts? Wenn in Deutschland das Zwei-Schichtensystem eingeführt wird: Eine Schicht Kommunisten, eine Schicht Erde…“

Der zuständige Dortmunder Staatsanwalt meint, es genüge, gegen solche Propaganda für Massenmord „mit Ermahnungen“ vorzugehen. Außerdem habe sich ja die Redaktion „distanziert“ (ein Plakat mit der „Distanzierung“ wurde einen ganzen Tag in der Schule ausgehängt: Dieser Tag war schulfrei).

Diese staatsanwaltschaftliche Aufforderung wurde verstanden: Der „Witz“ fand in anderen Schülerzeitungen Eingang. Und als „Der Wecker“ in Düren wegen Mordhetze angezeigt wurde, sah der dortige Staatsanwalt „kein öffentliches Interesse an der Untersuchung“.

Nun hatte ja schon der Bundestagsabgeordnete Fellner sein Demokratieverständnis mit der Erkenntnis offenbart: „Die Juden melden sich immer dann zu Wort, wenn irgendwo in der Kasse Geld klimpert.“ Der Bürgermeister von Korschenbroich hatte öffentlich erklärt, er könne seine marode Stadtkasse „nur in Ordnung bringen, wenn man einige reiche Juden erschlägt“. Bekanntlich macht jeder die Witze, die seinem moralischen und politischen Niveau entsprechen. Bürgermeister, Abgeordneter und Redakteure gehören einer Partei, die Rechtsvertreter gehören einem Staat an, die sich nicht genug tun können, die Menschenrechte zu beschwören und sich zu deren Hütern aufzuwerfen. Natürlich sehen sie die Menschenrechte nicht bei sich gefährdet, sondern sie richten ihren freiheitlich-rechtlich-moralischen Menschenblick gen Osten: Die sozialistischen Staaten, die Kommunisten – das seien die Verachter der Menschenrechte. Deshalb unterhält man „Menschenrechts“-Organisationen, Ligen, Redaktionen in allen Medien, Professoren und Politiker in Kommissionen. Und alle scheiden lautstark und unaufhörlich Anklagen aus, wo überall – im Sozialismus, versteht sich – „die Menschenrechte vergewaltigt“ werden.

Ihren edlen Bestrebungen seien einige Richtungshinweise gegeben. Über Dortmund und Düren sprachen wir schon (beide liegen nicht „im Osten“). Richter in Karlsruhe haben einen überführten Thälmann-Mörder freigesprochen und mit ihrer Urteilsaufhebung – so Rechtsanwalt Dr. Hannover – „eine Tendenz der Rechtsprechung weitergeführt, die auch dafür verantwortlich zu machen ist, daß die Richter des grausamen NS-Volksgerichtshofs nicht belangt werden konnten“.

Auch die Frage, „wann es in (West-)Deutschland wieder aufwärts“ gehe, wäre vielleicht menschlicher zu beantworten: Wenn die Arbeitslosen Schicht arbeiten könnten (die zu den 17 Millionen gehören, welche in den freiheitlich-demokratisch-menschlichen zwölf EG-Ländern ohne Arbeit sind. 17 Millionen: Das sind just so viele, wie die Deutsche Demokratische Republik Einwohner zählt).

Daß Arbeitslosigkeit den ersten Schritt und Mietwucher den letzten Stoß in die Obdachlosigkeit darstellen; daß die jüngste Kriminalstatistik der BRD einen weiteren Anstieg der Straftaten ausweist und eine bürgerliche Zeitung zu dem Schluß kommt: „Auffällig sind die Verstöße, die soziale Bezüge haben… Und auffällig ist der gewachsene Anteil älterer Jugendlicher unter den Straffälligen“; und dann die Frechheit: „Über die Gründe der gesunkenen Gesetzestreue und der Gesetzüberschreitungen zum eigenen materiellen Vorteil läßt sich… nur spekulieren“ – welches Ausmaß muß der Unwille zur Wahrheit haben, wie gestört muß das Verhältnis zur Menschlichkeit sein!

Im Westen beruft man sich bei „Menschenrechts“-Kampagnen gegen den Osten auf vorgebliche Einzelfälle. Hier geht es um Millionen! Aber verweilen auch wir bei einem „Einzelfall“: Clodomiro Almeyda. Wo bleibt das obligatorische „Menschenrechts“-Geschrei gegen seine Verbannung in den Süden Chiles? Auch, wenn's nur einer wäre…

Zehntausende Stahlarbeiter-Familien stehen vor der Wirklichkeit: „Geh'n auf der Hütte die Lichter aus, wird Hattingen ein Armenhaus!“ Ach, wenn's nur Hattingen wäre…

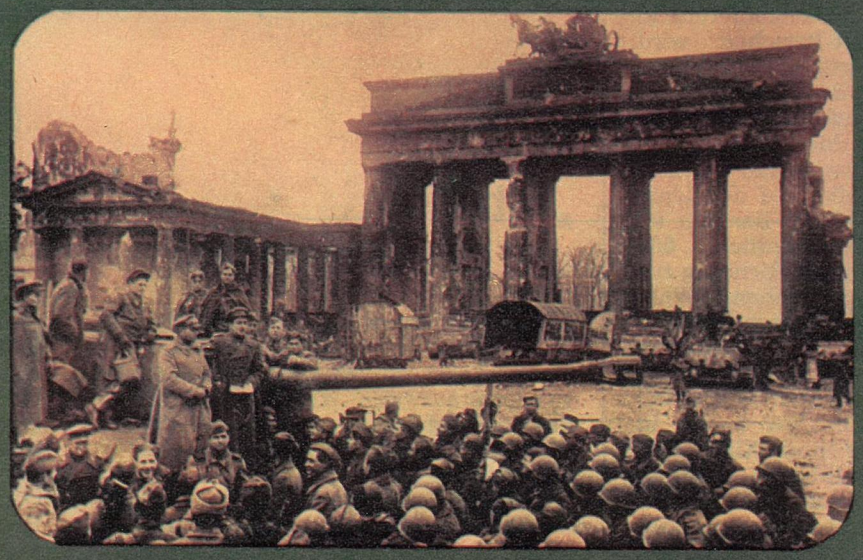
Hunderttausende, Millionen in Südafrika, im Nahen Osten, keine „Menschenrechts“-Beschwerden von denjenigen, die sich überschlagen, sich überschreien, wenn sie „den Osten“ aufs Korn nehmen. Wer nennt dort Südafrikas Rassisten, Amerikas Neokolonialisten, Zionisten oder Pinochet, wenn es bei der Notzucht an den Menschenrechten um Roß und Reiter geht?

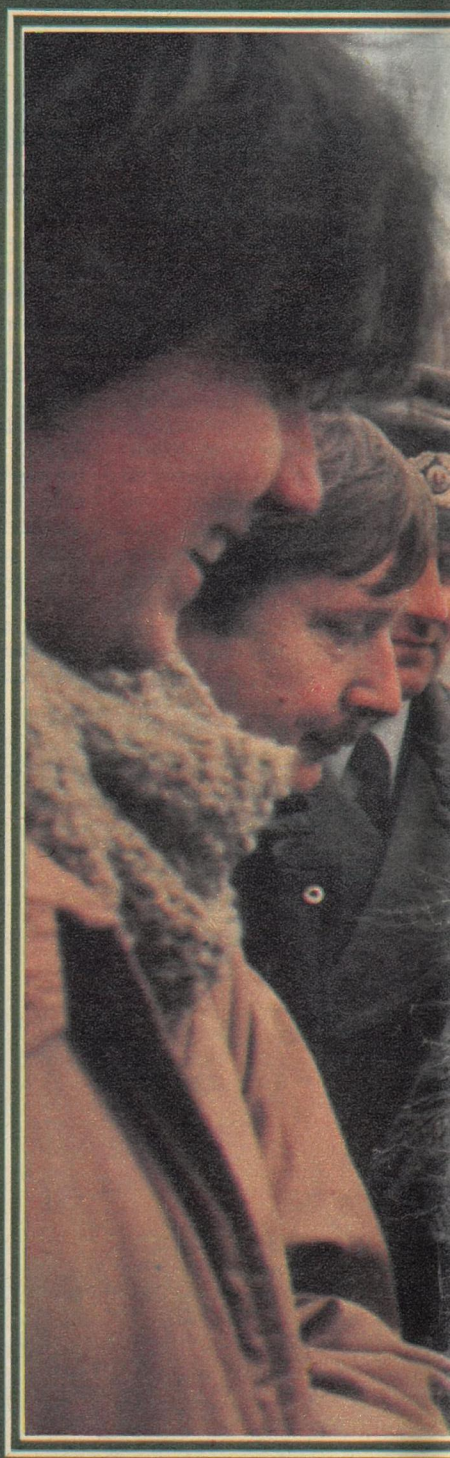
Die Menschheit schließlich: „Das wichtigste Interesse der Werktätigen und des ganzen Volkes ist und bleibt die Erhaltung und Sicherung des Friedens“, sagte Harry Tisch im Bericht an den 11. Kongreß des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes. Wo bleibt das Ja zu den vernünftigen Vorschlägen Moskaus, der Warschauer-Pakt-Staaten, der Deutschen Demokratischen Republik und der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik für ein atomwaffenfreies Europa? Ja – ohne Wenn und Aber! Ohne aufschiebende „Gegenvorschläge“, ohne neue „Nachrüstung“ oder Umrüstung statt Abrüstung? Wäre das nicht oberstes Gebot der Menschlichkeit?

Zusammenfassend gewissermaßen, der Satz von Harry Tisch – nach der begründeten Verurteilung des Wolfsgesetzes der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, der rigorosen Profitmacherei, „die den Menschen einzig und allein nach den Verwertungsbedingungen des Kapitals in den Arbeitsprozeß einordnet oder ihn aus diesem ausstößt“ – denen ins Stammbuch, die das sozialistische Deutschland so gern und oft der „Unmenschlichkeit“ zu zeihen belieben: „Während in der kapitalistischen Welt die Menschenrechte mit Füßen getreten werden, können wir feststellen: Die Deutsche Demokratische Republik hat keinen Nachholebedarf bei der Verwirklichung der Menschenrechte!“

Und den Menschen, die das bewirken, wünscht man ein „Zweischichten-System: Eine Schicht Kommunisten, eine Schicht Erde…“

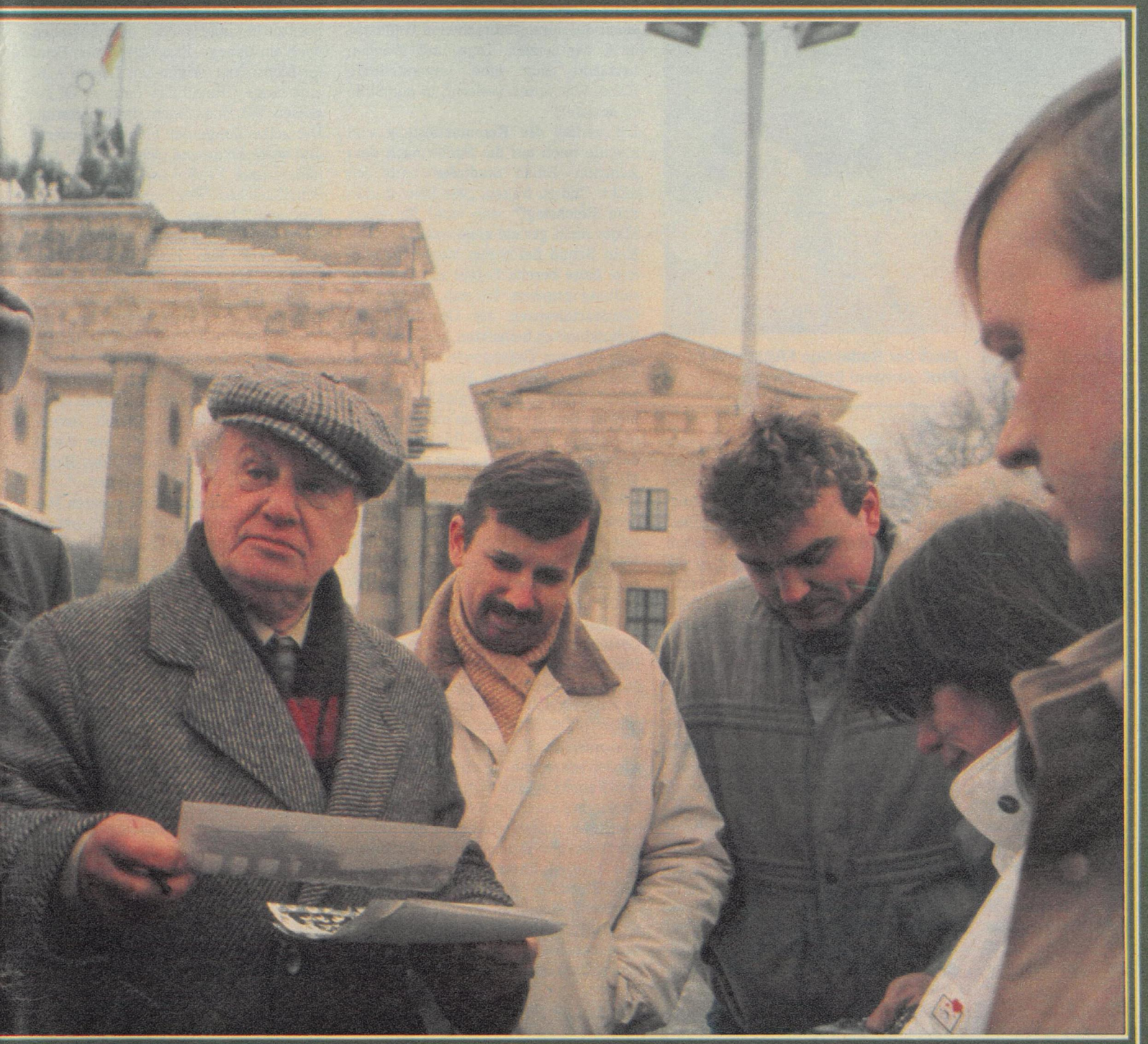
FREIE WELT
EXKLUSIV





"Verstummt sind nun Kanonen und Katjuschas, herrscht endlich

Zweiundvierzig Jahre später kehrt ein Dichter an das Brandenburger Tor zurück: Jewgeni Dolmatowski, der als Major den Krieg von Stalingrad bis Berlin miterlebt hat ... Am 2. Mai 1945, da die Geschütze



Stille, die nicht trügt..."

schweigen, klettert er auf eine Selbstfahrlafette und dankt mit seinen Gedichten den Soldaten, die im letzten Gefecht das Siegesbanner auf dem Reichstag hißten. Jetzt ist Jewgeni Dolmatowski Gast von FREIE WELT. Er erinnert sich der ersten Maitage im Frieden '45, schildert zahlreiche Begegnungen mit Bürgern unseres Landes und macht der Jubiläumsstadt Berlin von Herzen kommende Komplimente.

Jewgeni Dolmatowski

Gast der Redaktion FREIE WELT: Prof. Jewgeni Dolmatowski

Der 2. Mai war ein Mittwoch. Ich weiß es wie heute, denn es gibt im Leben eines Menschen Tage, die sich ihm für immer einprägen.

Bis zum Mai 1945 bleiben mir einige im Gedächtnis. Aus der frühen Kindheit – die Ankunft der Ersten Reiterarmee in Rostow... Von der Jugend – die Aufnahme in den Komsomol... Aus den dreißiger Jahren – die Errichtung des 1. Stollens für die Moskauer Metro...

Und während des Großen Vaterländischen Krieges: Die Stille in Stalingrad. Der Sieg... Die Gegenattacke bei Kursk, auf der Station Ponyri... Das Überschreiten unserer Staatsgrenze... Die Befreiung Warschaus...

Und eben jener Maitag 1945.

In der Nacht zum 1. Mai war ich ins Quartier des Oberbefehlshabers der 8. Gardearmee, Schulenburgring 2, nahe dem Flughafen Tempelhof, beordert worden. Generaloberst Tschuikow persönlich hatte den Schriftsteller Wsewolod Wischnewski und mich zur neuen und zugleich letzten Kommandostelle der Armee befohlen. Wir sollten an den – in der Memoirenliteratur oft beschriebenen – Verhandlungen über einen Waffenstillstand teilnehmen. Sozusagen als Sekretäre. Bekanntlich zogen sich die Unterredungen bis zum Mittag des 1. Mai hin, weil der Vertreter der deutschen Wehrmacht, General Krebs, nicht zur vollständigen Kapitulation Berlins bereit war. In den frühen Morgenstunden des 2. Mai dann brachte man General Weidling in die Kommandostelle. Im selben Zimmer, in dem sich wenige Stunden zuvor Krebs aufhielt und dann in den Führerbunker zurückkehrte, saß nun Weidling mit finsterem Blick. Über seinen Hals gingen Zuckungen.

Sokolowski (der Stellvertreter Marschall Shukows) und Tschuikow führten die Verhandlungen. Weidling entwarf den Befehl zur Feuereinstellung der Berliner Garnison. Der Krieg war zu Ende.

Geradezu symbolisch, daß die Kapitulation vom Oberbefehlshaber jener Armee entgegengenommen wurde, die im Herbst 1942 den deutschen Truppen in den zerstörten Häuserblocks und vernichteten Werkhallen von Stalingrad standgehalten hatte und den opferreichen Vormarsch von den Ufern der Wolga bis ins Zentrum von Berlin führte.

Stunde um Stunde lebte ich mit unseren Soldaten, hatte – wie der Marschall der Sowjetunion Tschuikow später schrieb – „schon an der Wolga Freundschaft mit den Kämpfern der 62. Armee geschlossen".

Nach dem ununterbrochenen Gefechtslärm der letzten Tage und Wochen herrschte nun eine unvorstellbare Ruhe. Wir hatten verlernt, in der Stille zu schlafen.

Ich verließ die Kommandostelle und machte mich auf die Suche nach dem Zentrum. Einen Stadtplan hatte ich nicht. Und zu fragen, „wie kommt man zum Reichstag?" war wohl für einen Major nicht gerade angebracht.

Kein Schuß fiel mehr. Marschall Shukow hatte bereits Befehl zur Feuereinstellung gegeben. Ich sah, wie unsere Gardeartilleristen die Geschütze mit Schutzhauben bedeckten, sah einen langen Zug von Gefangenen, ihre Waffen fielen mit Geklirr zur Erde...

Ich ging durch den Tiergarten. In einem kleinen Bassin schwamm ein Flußpferd, in seinem gewaltigen Rücken steckte der Stabilisator einer nicht detonierten Mine. Nicht weit entfernt brüllten Tiere.

Über dem Reichstag, auf dem patinabedeckten, zerstörten Dach, flatterte die rote Fahne, das Banner des Sieges. Die Wände und Säulen des Gebäudes waren über und über beschrieben. Die Soldaten hatten ihre Namen eingeritzt – mit Bajonetten und Messern, mit Kieselsteinen und Draht. Auf den unteren Platten reichte der Platz nicht mehr aus, die Inschriften zogen sich höher und höher. Ich hatte einen Stock mit spitzem Ende, den ich damals benutzte, weil mein in Stalingrad verletzter Fuß wieder schmerzte. Auch ich ritzte meinen Namen in eine Säule.

Dann ging ich die mit Splittern übersäten Stufen hinauf und betrat den rauchgeschwärzten Reichstag. Im Sitzungssaal war es finster. Aus dem Keller quoll ätzender Rauch. Unsere Soldaten führten SS-Leute an mir vorbei. Sanitäter trugen verwundete deutsche Offiziere heraus. In den Abgeordnetenreihen saßen einige unserer Krieger, vorwiegend älteren Jahrgangs. Einer rauchte, ein anderer wickelte sich die Fußlappen. Auf dem Präsidentensessel hockte ein junger Soldat, dem Aussehen nach ein Usbeke. Er schrieb einen Brief im Licht einer originellen Lampe – in eine lange Granathülse hatte er Öl gegossen und einen Docht darin befestigt. Die gelbe Zunge der Flamme flackerte und warf Licht und Schatten. Ich trat näher und betrachtete die fremden Schriftzeichen. Wem schreiben Sie? An Mutter in Choresm...

Vom Reichstag ging ich zum Pariser Platz. Vor dem Brandenburger Tor standen Panzer und Selbstfahrlafetten. Unsere Gardesoldaten trafen sich hier, Teil eines der Regimenter, das vom Ufer der Wolga den langen Weg zurückgelegt hatte. Ihr Kommandeur war, wie sich herausstellte, ein alter Bekannter. Er wandte sich an mich mit einem unerwarteten Vorschlag: „Anatoli Aronowitsch, bitte, trag Gedichte vor, damit meine Soldaten spüren, daß der Krieg aus und der Sieg gekommen ist..."

In meinem Uniformmantel steckten Manuskripte. Einige Verse waren erst in den letzten Tagen und Stunden entstanden. Ich hatte mir in diesem Moment den Krieg von der Seele geschrieben. Später nannte ich das Gedicht:

Berlin, 2. Mai 1945.

Ich stieg auf eine Selbstfahrlafette, umringt von meinen Kampfgefährten.

Die Garde in Berlin! Manch einer
denkt jetzt an Stalingrad gerührt.
Zu diesen rauchgeschwärzten Steinen
hat sie der weite Weg geführt.

Gefangene stehn in Regenpfützen,
die Straßenschlacht erstarrt zu Stein,
doch plötzlich ist es so, als blitze
dein Bajonett im Sonnenschein.

Die Freunde schweigen. Reden passen
wohl kaum hierher, bei Licht besehn:
Es kann nur unser Herz erfassen
die Größe dessen, was geschehen.

Im Gespräch mit Mitgliedern der Gruppe GRENADA während des 17. Festivals des politischen Liedes

Aus dem Privatarchiv des Dichters:

... mit Konstantin Simonow. Beide gehörten zu den ersten Absolventen des Gorki-Literaturinstituts

... mit dem Schriftsteller Ilja Ehrenburg im Herbst 1943, nachdem die Soldaten der Roten Armee den Dnepr überquert hatten

... mit dem Komponisten Dmitri Schostakowitsch (1954). Er vertonte Lieder, Romanzen und Oratorien von Jewgeni Dolmatowski

Jewgeni Dolmatowski

Verstummt sind nun Kanonen und Katjuschas,
herrscht endlich Stille, die nicht trügt.
Auch unser Zorn ist abgeklungen,
denn Nazi-Deutschland ist besiegt.

Ein Traum, den wir nie aufgegeben,
wie schwer uns auch der Anfang fiel.
Vier Jahre Kampf auf Tod und Leben –
so viele kamen nicht ins Ziel.

Doch hat ihr Mut, ihr Lebenshunger
sich allen andern mitgeteilt,
und jeder hat für zwei gerungen
im grandiosen Schicksalsstreit.

Jetzt gehn sie durch die Stadt, die große,
wo Mauer sich an Mauer drängt.
Das Tor Berlins ist aufgestoßen –
den Schlüssel hatten wir ja längst!

Das Soldatenmeeting wurde zu einer improvisierten Feierstunde des Sieges der Sowjetarmee über den deutschen Faschismus. Ich bin sicher, dies war die erste Literaturlesung im zerstörten Berlin.

„Im Mittelalter plötzlich lag Berlin / An diesem Tag des zwanzigsten Jahrhunderts"

Muß ich nicht jetzt von einer zweiten Lesung berichten? Wieder war ich im Mai in Berlin – im Frühjahr 1983. Der Besuch stand mit dem fünfzigsten Jahrestag eines tragischen Ereignisses in Zusammenhang: Am 10. Mai 1933 hatten die Faschisten vor der Oper Bücher in Flammen aufgehen lassen.
Von diesen Ereignissen weiß ich nur aus Büchern. In jenen Jahren lernte ich am Technikum in der Moskauer Kropotkinstraße, der ehemaligen Pretschistenkaja. Das „Braunbuch", illegal in Deutschland erschienen, brachte der Verlag MOPR (Internationale Organisation zur Unterstützung von Kämpfern der Revolution) noch 1933 in russischer und englischer Übersetzung heraus.
Das schrieben damals deutsche Antifaschisten:
„In den Flammen der Scheiterhaufen auf dem Berliner Opernplatz ist keineswegs die Fähigkeit Deutschlands, der Entwicklung der menschlichen Kultur zu dienen, verbrannt ... Deutschlands wirklich große Schöpferkraft für den kulturellen Fortschritt ist in jenen Millionen Menschen begründet, die von dem Hitler-Regime als antifaschistische Arbeiter, Wissenschaftler, Künstler und Intellektuelle mit grausamer Härte verfolgt und geschlagen werden. In diesen Millionen ist die Fähigkeit Deutschlands verbürgt, in der Zukunft ein führendes sozialistisches Kulturland zu werden."
Wie weit haben die Antifaschisten damals vorausgedacht!
Im „Braunbuch" wurde das Verzeichnis der Literatur veröffentlicht, die am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz in die Flammen geworfen wurde. Das waren Werke von Lenin, Marx, Engels, Bebel, Lassalle, Liebknecht und Luxemburg. Die Flammen verschlangen Bücher Brechts und Barbusses, Arnold und Stefan Zweigs, Heinrich und Thomas Manns, Feuchtwangers, Freuds, Hašeks, sowjetischer Schriftsteller. Über sie wurde gesagt, daß „die gesamte probolschewistische Literatur zur Geschichte Rußlands" vernichtet werden müsse.
Mit besonderer Erregung sprach ich mein Gedicht, das ich aus diesem Anlaß geschrieben hatte, auf dem Bebelplatz, an diesem kalten Maiabend des Jahres 1983... Ich verhehle nicht, ich war sehr aufgeregt, fast blieb mir die Luft weg: „Im Mittelalter plötzlich lag Berlin / An diesem Tag des zwanzigsten Jahrhunderts".
Als Vertreter der sowjetischen Schriftsteller hatte ich mit elf Kollegen aus sechs Ländern und über 50 000 Berlinern in einer Willenserklärung bekundet: Nie wieder Faschismus und Krieg. Beglückend für mich, daß die bewegende und aufrüttelnde Manifestation mit dem Lied ausklang, daß ich 1949 geschrieben hatte (Nachdichtung von Kuba) und das von Schostakowitsch vertont worden war: Für den Frieden der Welt steht die Menschheit auf Wacht!

An der Wiege Berlins

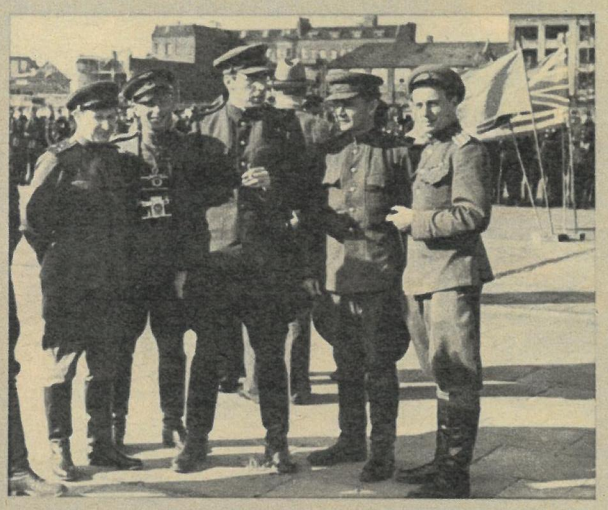
Frühjahr 1987. Mir scheint, ich war zum zehnten Male in Berlin. Für eine Periode von 42 Jahren ist das nicht wenig. Das heißt, Berlin ist ein Teil meines Lebens geworden. Im Jubiläumsjahr in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik zu sein, ist sicher besonders interessant. In einer Zeit, da das Neue vor dem Hintergrund der Geschichte deutlich sichtbar wird.
Mein Berliner Freund spazierte mit mir durch das Viertel, wo die Stadt einst entstand. Durch die Fensterscheiben eines Busses Berlin zu betrachten, hat seine Reize. Doch der Leser wird mich verstehen, wenn ich sage: Eine Stadt muß man erlaufen und mit dem Herzen verstehen!
Noch glich das Nikolaiviertel einem Bauplatz. Neue Häuser im alten Stil. Wunderbar! Dieser Trend ist überhaupt charakteristisch für den heutigen Städtebau. Bei uns in Moskau erhielt der historische Arbat sein ursprüngliches Aussehen. In Warschau – der Altmarkt. Vor kurzem habe ich in Brüssel völlig neue altehrwürdige Häuser gesehen. Nun sah ich zwischen dem Rathaus und dem Spreeufer originalgetreu Bürgerhäuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert, natürlich mit Mitteln des industriellen Bauens errichtet. Sie erzählen mit ihrer Architektur, mit ihrem äußeren Gesicht ein Stück Geschichte der 750jährigen Stadt. Zusammen mit meinem Freund drangen wir in das Labyrinth einer neuen (alten!) Gasse ein. Auf unserem Weg gab es Hindernisse, wir mußten uns bücken, fast kriechen, um auf die Steinberge zu gelangen... Und Assoziationen tauchten aus den Tiefen der Erinnerung auf: Im Frühjahr 1945 bin ich auch über Ziegelsteinberge, Trümmerhaufen, Glas und Schutt gekrochen. Die Revers meines Uniformmantels mit Kalk und Staub bedeckt. Grausam war die Stadt damals zerstört. Wir wußten, daß Berlin wieder leben würde. Aber wie? Genaue Vorstellungen hatte keiner von uns...
Und noch eine Episode fiel mir ein.
Unter meinen Frontkameraden gab es einen Offizier, der in seiner Jugend am Bau der Moskauer Metro beteiligt war. Noch vor Ende des Krieges wurde er an die 1. Belorussische Front zum ingenieurtechnischen Stab beordert. Man hatte ihm gesagt, daß er in allernächster Zeit den Deutschen bei der Instandsetzung der Berliner U-Bahn helfen solle, seine Erfahrungen würden benötigt.
Doch Schluß mit den Erinnerungen... Wir unterhielten uns mit Bauarbeitern am Ephraim-Palais. Ihr Können sollte man Kunst nennen. Nicht nur moderne Zeichnungen und Pläne, auch alte Stiche helfen ihnen bei der Wiederherstellung des historischen Gebäudes. Keine leichte Aufgabe. Der Bauarbeiter Hans-Joachim Clerikus gab uns einige Erläuterungen, währenddessen seine Kollegen die Arbeit fortsetzten, das Tempo muß gehalten werden. Unter den Bauleuten sah ich Männer mit Militärmützen. Ich fragte und hörte, daß bei der Verschönerung der Hauptstadt auch Soldaten der Nationalen Volksarmee helfen. Beschützer der Heimat als ihre Erbauer!

Bin ich Teilnehmer?

Lieder schreibe ich schon lange... Genauer: Komponisten vertonen – wie mir scheint, bereits eine Ewigkeit – meine Verse. Wie viele Jahre? Ein halbes Jahrhundert... Die Lieder sind populär geworden, freilich nicht alle, einige sind vergessen, andere bleiben. Manche sind schon nicht mehr meine eigenen, sie sind Allgemeingut geworden.
Freunde führten mich zum Festival des politischen Liedes. Plakate verkündeten, daß es bereits das 17. ist. Wahrlich eine stolze Tradition.
Ich besuchte zwei Abende des Festivals. Einer freilich zog sich bis in die Nacht,

Bilddokumente aus dem Privatarchiv des Dichters:

... mit dem Filmdokumentaristen Roman Karmen und Fotoreporter Jewgeni Chaldej am 2. Mai 1945 am Brandenburger Tor



... am 8. Mai 1945 auf dem Flugplatz Tempelhof mit den weltbekannten Karikaturisten Kukryniksy und dem Fotoreporter Rjumkin

... 1975 bei Erbauern der Moskauer Metro. In seinen ersten Gedichtbänden „Lirika" (1934) und „Den" (1935) hatte er den Elan der Komsomolzen beschrieben

An der Wiege der Hauptstadt: Jewgeni Dolmatowski: „Berlin ist ein Teil meines Lebens geworden."

ja bis in die Morgenstunden hin. Besonders beeindruckte mich die Veranstaltung in der Werner-Seelenbinder-Halle. Ich sah junge Eltern mit ihren Kindern. Sie machten es sich auf den Schultern ihrer Väter bequem. Quasi ein Publikum in zwei Etagen! Ein Familientag während des Festivals. Die ganze Halle war Bühne und Saal zugleich.

In wieviel Sprachen die Lieder erklangen? Ich weiß es nicht genau; doch denke ich, in mehr als zehn. Und russisch sangen meine Landsleute, die Gruppe GRENADA. Ihre Geschichte? Vor 14 Jahren betraten Studenten des Moskauer Fremdspracheninstituts mit Gitarren zum erstenmal die Bühne. Sie sangen spanisch, deutsch und englisch. Natürlich trugen sie auch sowjetische Lieder vor. Es war angenehm für mich, auch meine Lieder in ihrer klangvollen Interpretation zu hören. Die Studenten absolvierten das Institut, doch ihre Liedergemeinschaft zerfiel nicht. Ihre Popularität ging über die Grenzen der Sowjetunion hinaus. Die erste Auslandsreise führte sie nach Berlin – zum Liederfestival. Nun waren sie zum dritten Male hier.

Interessant, daß die Gruppe GRENADA eine Amateurgruppe geblieben ist, obwohl man ihr mehrmals Konzertverträge anbot. Geleitet wird das Ensemble von einer bezaubernden Frau, Doktor der Geschichtswissenschaften Tanja Wladimirskaja.

Die Berliner, groß und klein, empfingen unsere Gruppe mit Ovationen, und mein Herz erfüllte Stolz. Ich stand in der Menge, voller Gedanken. Kann ich mich Teilnehmer an der Bewegung des politischen Liedes nennen? Gehört das von Schostakowitsch und mir geschriebene „Weltfriedenslied" nicht hierher? Sind meine Lieder über Liebe, Freundschaft und Glück keine politischen Lieder?

Die Berliner Jugend hat mit den Tagen des politischen Liedes einen wichtigen Beitrag geleistet und gezeigt, wie wirksam Lieder sein können. Und das ist keine Phrase, sondern einfache Wahrheit: Berlin ist die Haupstadt des politischen Liedes. Die Jugend wird auf diese eindrucksvolle Weise zu Frieden und Internationalismus erzogen. Und nicht nur die junge Generation. Ich glaube, daß Jugend keine Frage des Alters, sondern ein Seelenzustand ist.

Wir umarmten uns

Wenn man in die Jahre gekommen ist, hat man ein Recht auf Erinnerungen. Stellen Sie sich den Winter 1942/43 vor, Stalingrader Schlacht…

In den Trümmern des Kosakendorfes Sinjeokowski am Ufer des Don traf ich auf einen Mann im Halbpelz, in Filzstiefeln und einer unmilitärischen Pelztschapka. Wir erkannten einander nicht gleich, doch als wir uns in die Augen sahen, umarmten wir uns fest. Der Mann, der mir begegnete: der Dichter Erich Weinert. Wir waren Freunde schon vor dem Kriege, er lebte als Emigrant in Moskau. An der Front war Weinert Agitator. Auf einem Lkw, mit einem Lautsprecher ausgerüstet, fuhr er an die vordersten Frontlinien, ganz nahe an die Stellungen der Armee von Paulus heran und wandte sich an die Soldaten der deutschen Wehrmacht, denen er die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage im Kessel erläuterte…

Nach dem Tode dieses prächtigen Menschen wurde sein Frontnotizbuch „Memento Stalingrad" veröffentlicht. Unter dem 15. Januar 1943 hatte er notiert:

„Als ich in eine Hausruine trat, wo wir Brot und Konserven fassen sollten, rannte ich im Halbdunkeln mit jemandem zusammen. Es war Dolmatowski, der russische Lyriker. ‚Hallo, Weinert!' rief er erfreut und umarmte und küßte mich.

Seltsame Begegnung: der deutsche und der russische Dichter begegnen sich auf den Trümmern des Schlachtfeldes, auf dem die Entscheidung der Zukunft fällt. Als ich wieder draußen stand, kamen mir die Tränen. Wann werden nicht nur zwei Dichter, wann werden zwei Völker sich brüderlich umarmen!"

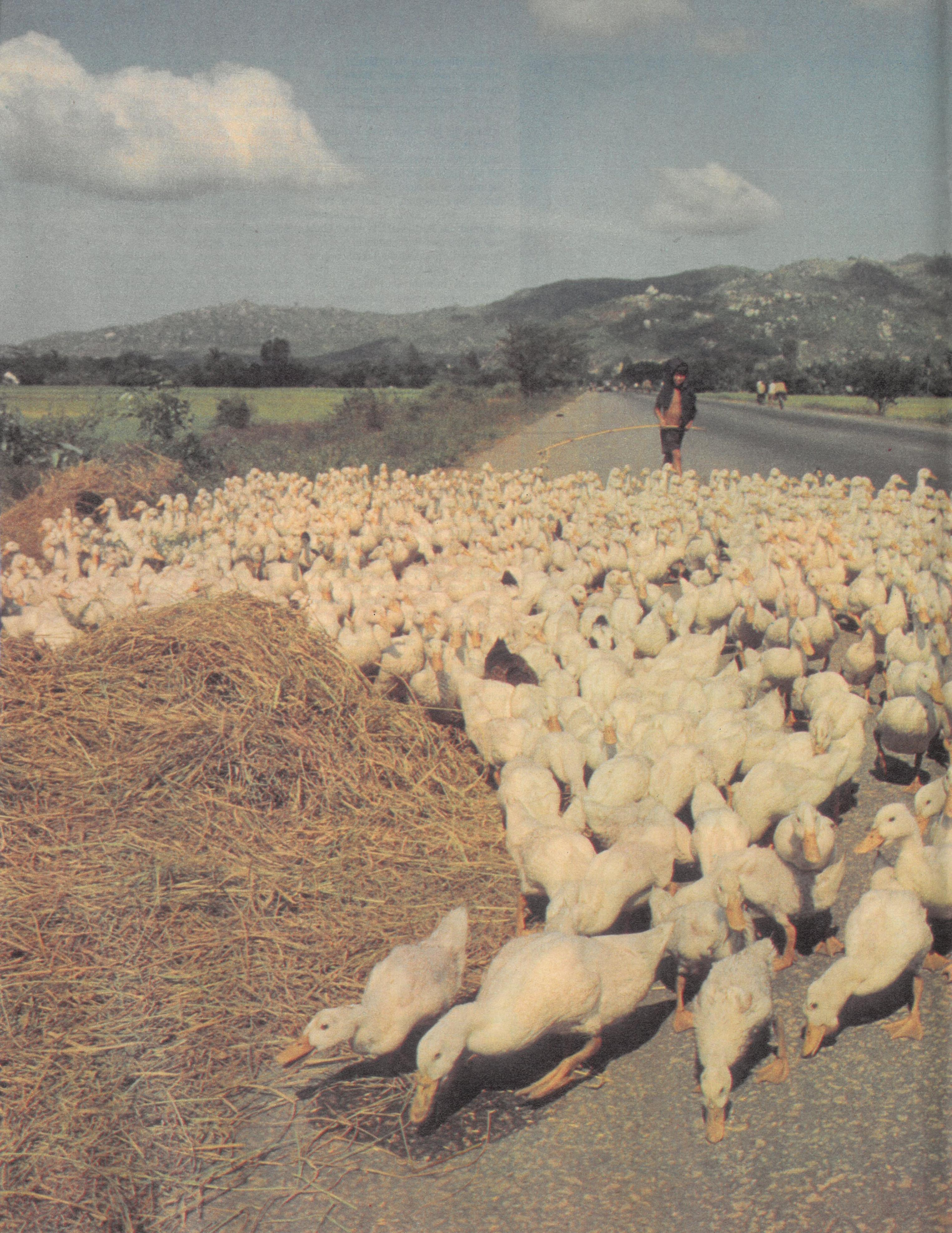
Der Traum Erich Weinerts ist in Erfüllung gegangen!

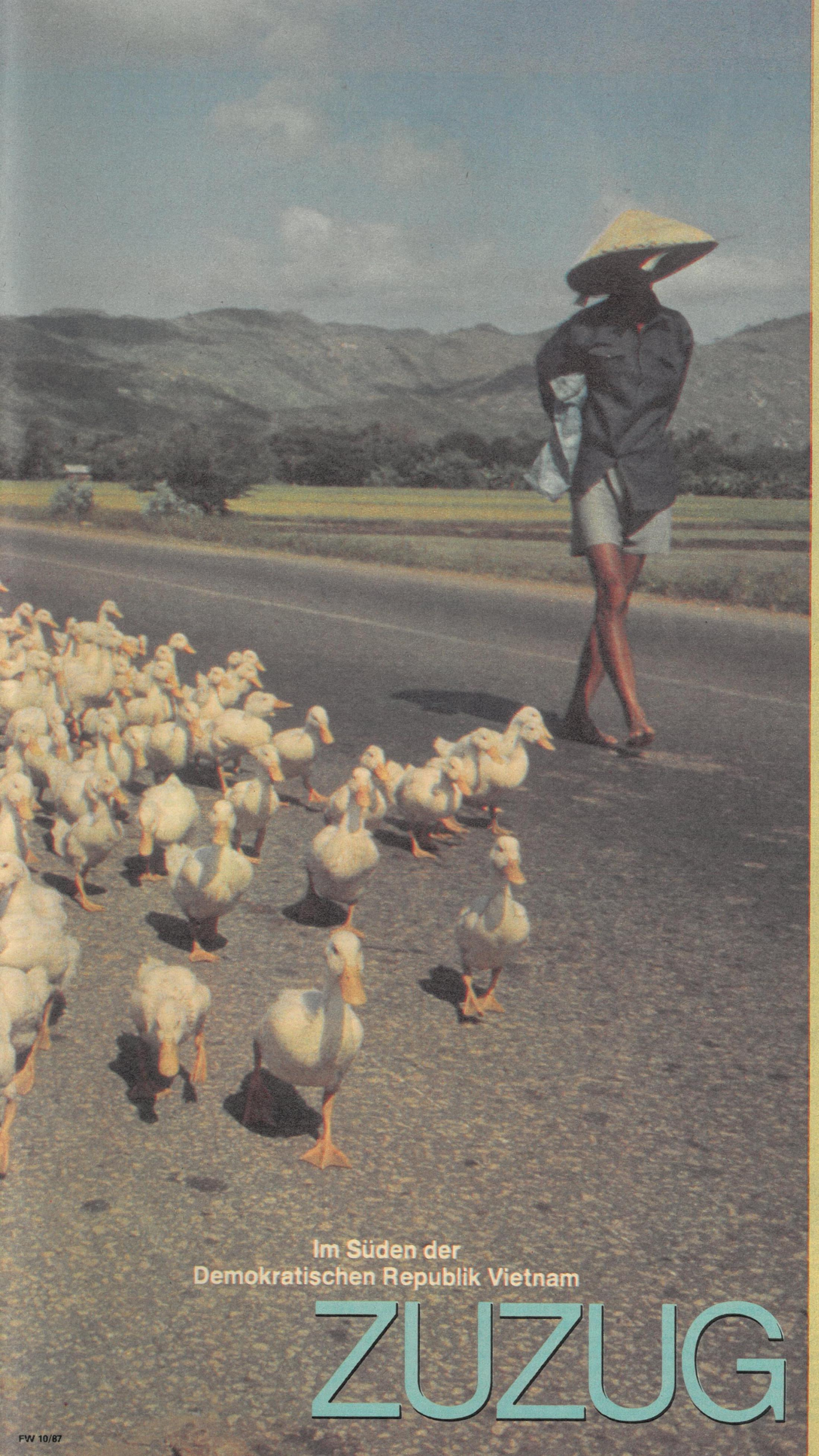
Fortsetzung auf Seite 41

…25. Jahrestag der Stalingrader Schlacht. Mit den Generalen Schumilow, Fedjuninski, Marschall Tschuikow (von rechts nach links)

…1967 in Vietnam. Später hilft Dolmatowski bei der Gründung des Hanoier Literaturinstituts, gibt eine Anthologie vietnamesischer Lyrik heraus

…Besuch bei dem Lyriker Heinz Kahlau. Dolmatowski: „Ich bin sein Schuldner." Er gab bereits zwei Anthologien mit Lyrik aus der DDR heraus





Im Süden der
Demokratischen Republik Vietnam

ZUZUG

Auf dem Weg von Ho-Chi-Minh-Stadt nach dem südvietnamesischen Hafen Vung Tau. Über die Fernstraße wogte ein weißer Strom, der sich beim Näherkommen als eine riesige Entenschar entpuppte. In einem langen Zug überquerten die weißen Vögel das breite Betonband, geleitet von zwei jungen Hirten einer Genossenschaft.

Das südostasiatische Tropenland bietet günstige Bedingungen für die gefiederten Tiere. Auf Tümpeln und Teichen führen sie ein erfülltes Entenleben. Sie fressen Grünzeug, Wasserpflanzen, Insekten, Larven, Laich und Frösche. Nach amtlichen Angaben stieg ihre Zahl in Vietnam im vorigen Jahr auf 23 Millionen Stück. Ein mächtiger Zuzug. Nach den 75 Millionen Hühnern watschelt dieser Schwimmvogel an zweiter Stelle in der Geflügelstatistik.

In einem Land, wo sehr lange Zeit eine Schale Reis die Hauptmahlzeit für die meisten seiner Bewohner war, bedeutet auch heute der Genuß von Fleisch keine Selbstverständlichkeit. So unternimmt man Anstrengungen, um die Zucht von Schweinen und Geflügel beträchtlich zu erhöhen. Die Menschen müssen längst nicht mehr hungern, doch ihr Bedarf an Eiweiß wird gegenwärtig nur zu etwa siebzig Prozent gedeckt, und noch besonders niedrig ist der Anteil an tierischem Protein. Er beträgt oft nicht einmal die Hälfte dessen, was durchschnittlich konsumiert werden müßte.

Der Zug der weißen Vögel – noch gelten sie als Festtagsbraten – endet in Vietnam schließlich wie auch anderswo im Topf oder im Tiegel: „Lackierte Ente“, mit deftigen Gewürzen und Honig eingestrichen und gebraten, „Ente mit Orangenschale“ oder „Ente mit Ananas“ gehören zu den Köstlichkeiten der vietnamesischen Küche.

Horst Szeponik (Text)
Alfred Paszkowiak (Bild)

● Wörtlich

Als Mutter dreier Kinder bin ich sehr besorgt über die Welt, die sie einmal erben werden. Das ist der Grund, weshalb ich mich den vereinten Kräften anschließe, die zur Entspannung und Verständigung zwischen beiden Ländern, der Sowjetunion und den USA, beitragen.

Susan Eisenhower, Exekutivdirektor des Instituts für Weltprobleme „D. D. Eisenhower", Enkelin des ehemaligen US-Präsidenten

● Kurz berichtet

Die ersten einhundert Kilometer einer Versuchsserie von Lichtleitfasern stellte das Forschungs- und Entwicklungsinstitut für Industrieglas beim Glaskombinat Sklo Union in Teplice dem Forschungsinstitut für Kabel und Isolierstoffe in Bratislava zur Verfügung. Damit wurde ein Teil des ČSSR-Forschungsprogramms im Bereich Lichtleitfasern abgeschlossen. Die Herstellung von Fasern der ersten Generation zur Übertragung optischer Signale über kurze Entfernungen wird noch in diesem Jahr aufgenommen.

Mehr als 72 Milliarden Rubel wurden im letzten Jahrzehnt in der Sowjetunion für den Naturschutz aufgewendet. Im Zeitraum der Jahre 1976 bis 1985 wurden durch geschlossene Wasserzyklen, die die wiederholte Nutzung des Wassers im Produktionsprozeß ermöglichen, 245 km³ reinen Wassers eingespart. Diese Menge stellt den durchschnittlichen Jahresdurchfluß des längsten europäischen Flusses, der Wolga, dar.

In der Sozialistischen Republik Rumänien werden in den nächsten fünf Jahren neue Weinberge auf einer Fläche von 50 000 ha angelegt.

Die Gesamtzahl der Städte in der Chinesischen VR beläuft sich gegenwärtig auf 353, meldet die Nachrichtenagentur Neues China. Im Laufe des Jahres 1986 sind 29 Ortschaften in zwölf Provinzen und autonomen Regionen in den Rang von Städten erhoben worden.

Laotische und thailändische Fachleute trafen in Vientiane zusammen, um über ein Pilot-Projekt zum Schutz des Mekong-Ufers zu beraten. Bei dieser Gelegenheit wurden Maßnahmen vereinbart, um das Ufer des Stroms zwischen Vientiane und Nonghkai zu schützen.

Die Hochseeflotte der ČSSR ist um zwei Schüttgutfrachter erweitert worden. Sie wurden auf polnischen Werften gebaut und haben jeweils ein Fassungsvermögen von 32 850 Tonnen.

Anwärter auf „Klub der Siebziger"

Franz Tiedemann (im Foto oben rechts) ist immer auf Achse. Sich regen bringt Segen, heißt eine alte Bauernregel. Tiedemann ist Bauer. Mit Leib und Seele. Wenn er sich in den Tagen der Frühjahrsbestellung von der Arbeit losreißt, muß es einen wichtigen Grund geben. Für drei Tage wechselte er von den Hängen der Hainleite ins Flachland. Tiedemann, einer von tausend, die als Mitglied der Demokratischen Bauernpartei Deutschlands einen großen landwirtschaftlichen Betrieb leiten, sprach in Rostock. Auf dem XII. Parteitag der DBD. Als einer ihrer Besten. Franz Tiedemann gehört zu den vier im Bericht des Parteivorstandes namentlich genannten erfolgreichen Vorsitzenden, deren Kollektive im vorigen Jahr, als in der DDR erneut eine Rekordernte eingebracht worden war, ins Ehrenbuch des Ministers für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft eingetragen wurden. 66,8 Dezitonnen Getreide je Hektar: der bisher höchste Ertrag auch für die von Franz Tiedemann geleitete LPG „Karl Marx" in Trebra, Kreis Sondershausen, in der weitere 32 DBD-Mitglieder vertrauensvoll mit den Genossen der SED und anderen Kollegen zusammenarbeiten. Seit Beginn der 80er Jahre gehören sie nunmehr zum „Klub der Sechziger". Die Trebraer – auf sogenannten V-Standorten, also gutem Boden, aber in Höhenlagen wirtschaftend – verweisen bereits auf vier Getreideernten, mit der die 60-Dezitonnen-Ziellinie überschritten wurde. Franz Tiedemann, der mit seinem Wissen nicht hinterm Harz hält, hatte kürzlich informiert: „Sechzig Dezitonnen sind für uns also zu einer Dauerleistung geworden, aber sie sind kein Ruhekissen... Unser Ziel, in diesem Jahr um 70 Dezitonnen Getreide je Hektar zu erreichen, haben wir in den Brigaden und Kollektiven beraten und in der Vollversammlung beschlossen." Wie real sind die Chancen für diesen beachtlichen Zuwachs? Tiedemann als Diskussionsredner auf dem DBD-Parteitag: „Eine gründliche Analyse der Getreideproduktion 1986 bestätigte, daß dieses Ziel zwar nicht im Selbstlauf kommt, aber erreichbar ist." Bei Winterweizen sei bereits ein Schnitt von 74,8 dt/ha erreicht und daher mehr Winterweizen angebaut worden. Was aber „machbar" sei, hätten die Experimentierschläge gezeigt. Tiedemann, der sich dafür einsetzt, bäuerliches Können immer enger mit den neuen Erkenntnissen von Wissenschaft und Technik zu verknüpfen, hat zahlreiche Verbündete. Ein goldener Fonds, aus dem die Tiedemanns schöpfen können, sind die 88 Themen für die Praxis, an denen in den letzten fünf Jahren die Institute der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR und ihre 136 Partner in der UdSSR und anderen RGW-Ländern arbeiteten. Und wie der XII. DBD-Parteitag (Foto links: der Vorsitzende Dr. Maleuda erstattet den Bericht) hervorhob, hat ein Viertel der in der Forschung tätigen DBD-Mitglieder an den Ergebnissen bei der Züchtung ertragreicherer Kulturen und Sorten sowie leistungsfähigerer Tierrassen Anteil. Franz Tiedemann: „Mit der Sorte Taras ernteten wir auf 70 Hektar über 82 dt/ha. Auf 8,22 Hektar bauten wir die Sorte Palur an, der Ertrag – 97,10 Dezitonnen je Hektar." Das ist natürlich nur ein Teil der Rechnung, die Tiedemann wie jeder kluge Bauer aufmacht, bevor er seine Ertragsziele nennt. Seine Erfahrungen besagen vor allem: „Die Grundlage jedes weiteren Leistungsanstiegs ist die schöpferische Aktivität der LPG-Mitglieder und die breiteste Anwendung von Wissenschaft und Technik im Komplex..." Wer genau hinschaut, entdeckt auf dem Mähdrescher im Foto Abbildungen hoher Orden. Ein Detail nur, aber es macht deutlich, was der Vorsitzende meint, wenn er über seine Kollegen sagt: „Im Kampf um unsere hohen Ziele können wir uns fest auf die bewußte Arbeit unserer Produktionskollektive verlassen. Wir vertrauen auf die kluge, weitsichtige und kontinuierliche Bündnis- und Agrarpolitik der Partei der Arbeiterklasse." *Volker Hempel*

Fotos: L. Weigelt, ZB/Sindermann

Zu einer Weltpremiere

Am 19. April, berichtete TASS, sind in der Sowjetunion, im Permer Gebiet, zwei unterirdische Kernexplosionen zu volkswirtschaftlichen Zwecken ausgelöst worden. Auskünfte für FREIE WELT gab in Moskau Professor Andranik Petrosjanz, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der Armenischen SSR.

Als Vorsitzender des Staatskomitees der UdSSR zur friedlichen Nutzung der Kernenergie treten Sie, Andranik Melkonowitsch, seit Jahrzehnten besonders engagiert für eine solche Anwendung der Atomkraft ein. Insofern sind wir in diesem Fall, da offensichtlich das ungesteuerte, zerstörerische Potential dieser atomaren Kräfte freigesetzt wurde, vielleicht an der falschen Adresse?

Ganz und gar nicht. Die unterirdischen Kernexplosionen im Permer Gebiet waren, wenn Sie so wollen, die Weltpremiere einer völlig neuen Richtung in der Nutzung der Kernenergie gerade für friedliche Zwecke. Erstmals wurde eine atomare Sprengung eingesetzt, um die Förderung des „schwarzen Goldes" in komplizierten Erdöllagerstätten zu stimulieren und zu forcieren.

Gezähmtes Dynamit gehört ja schon seit Jahren zu den Mitteln, mit denen man in der Welt Erdöl- und Erdgaslagerstätten aufschließt. Durch die Methode der sogenannten „langsamen" oder „verzögerten Sprengung", mit der auf die erdölführende Schicht einer Lagerstätte eingewirkt wurde, sind, wie wir gelesen haben, im vergangenen Planjahrfünft gerade von der Produktionsvereinigung „Permneft" zusätzlich 60 000 Tonnen Erdöl gefördert worden. Eine Intensivierung der Förderleistung, die ja wohl nicht nur für den Tag von Bedeutung ist?

Rund ein Drittel der Erdölvorräte auf der Erde sind verbraucht. Wenn auch zur Zeit jährlich noch mehr Vorkommen entdeckt als insgesamt verbraucht werden, so kann man doch davon ausgehen, daß weltweit die Erdölproduktion gegen 1990 ihr Maximum erreichen und dann zurückgehen wird. Somit ist es um jede in der Erde verbleibende Tonne schade. Und es muß jeder Versuch unternommen werden, sie herauszubekommen.

Das war auch der Ausgangspunkt für die Versuche, bei denen die beiden Kernexplosionen ausgelöst wurden?

Ja, die nördlichen Vorkommen dort haben eine Besonderheit: Sie verteilen sich auf örtliche Minilagerstätten, sogenannte lokale „Linsen", die sich einzeln nur schwer und unvollständig abpumpen lassen. In der Regel kann man das Erdöl einer solchen Lagerstätte nur zu zwanzig Prozent ausbeuten. Sprengungen aber, wie sie nun durchgeführt werden, erzeugen ein System von Rissen – gewissermaßen Minikanäle –, durch die sie miteinander verbunden werden. Damit läßt sich nach den Berechnungen der Fachleute und Autoren der neuen Methode eine Ausbeute von bis zu fünfzig Prozent erreichen, also zweieinhalbmal mehr!

Warum mußten es gerade Kernexplosionen sein?

Weil sich nur damit eine sehr große Explosionskraft – es waren in diesem Fall knapp 20 Kilotonnen TNT – auf geringstem Raum konzentrieren läßt. Auf Grund ihrer Leistung können die Kernsprengsätze sehr tief eingebracht werden. Sie haben keine Auswirkung auf die Ökologie des Gebiets. Sämtliche nuklearen Strahlungen werden dort, ich möchte sagen in den tiefsten Tiefen der Erde, natürlicherweise absorbiert. Es ist also, wenn man so will, die sauberste Art zur forcierten Aufschließung von solchen Erdölvorkommen mit Sprengladungen.

Sind die Versuche erfolgreich verlaufen?

Jetzt wird an der Auswertung der gewonnenen Daten gearbeitet, um ein klares Bild von der Effektivität der neuen Methode zu erhalten. Parallel aber wird schon eine spezielle Kompressorstation projektiert, mit der das neue, durch die Kernexplosion „vereinigte" Vorkommen vieler Erdöl„inseln" wirtschaftlich ausgebeutet werden kann.

Interview: Dietrich Pätzold

Exoten des Weltalls

Am astronomischen Institut „Sternberg" in Moskau wurde kürzlich ein umfangreiches Programm zur systematischen Erkundung und Beschreibung kosmischer Gebilde, die intensive Röntgenstrahlung aussenden, abgeschlossen. Die theoretischen und experimentellen Ergebnisse lassen den Schluß zu, daß es sich um Doppelstern-Röntgenquellen handelt, um ausgesprochene Exoten des Weltalls. Vor 20 Jahren waren Röntgensterne zwar theoretisch erklärbar, konnten aber nicht auf direktem Wege beobachtet werden, da Röntgenstrahlen die Lufthülle der Erde nicht zu durchdringen vermögen. Die Entdeckung und Vermessung kosmischer Röntgenquellen gelang erst mit Hilfe von Raketen und Satelliten im Zuge friedlicher Kosmosforschung. Den Astronomen und Astrophysikern erschloß sich eine Welt bisher nur vermuteter Objekte und unbekannter physikalischer Phänomene. Angesichts der Fülle überraschender Beobachtungen verwundert es nicht, daß die Röntgenastronomie zum Gegenstand einer regen internationalen Forschungstätigkeit wurde, an der sowjetische Einrichtungen bedeutenden Anteil haben. Die Moskauer Forscher begründeten die Existenz von Röntgendoppelsternen theoretisch noch vor deren Beobachtung und beschrieben wichtige physikalische Parameter anhand eines Modelles. Nach der heute allgemein anerkannten Theorie bestehen die Systeme aus einem „normalen" Stern und einem nichtleuchtenden, aber massereichen Begleiter. Bei diesem Begleiter – so vermutet man – handelt es sich um einen Neutronenstern, d. h. um einen ausgebrannten Stern im Endstadium seiner Entwicklung. Physikalische Überlegungen lassen den Schluß zu, daß Neutronensterne sehr kompakt sein müssen; bei einer Masse, die der unserer Sonne entspricht, weisen sie nur einen Durchmesser von ca. 10 km auf (Sonne = 1,4 Millionen km). Ihre Dichte erreicht den unvorstellbaren Wert von 10^{15} bis 10^{16} g/cm³, also bis zu 10 Milliarden Tonnen je Kubikzentimeter (Sonne = 1,41 g/cm³). Infolge seiner außerordentlich hohen Gravitationsenergie zieht der Neutronenstern Materie aus dem Normalstern an sich. Da beide Sternkomponenten des binären Systems in Bewegung sind und gegeneinander rotieren, bildet sich, wie die graphische Darstellung zeigt, eine Staub- und Gasspirale um den Neutronenstern – eine sogenannte Akkretionsscheibe. Gas und Staubteilchen heizen sich hierbei so stark auf, daß energiereiche Strahlung im Röntgenbereich abgegeben wird. Die Moskauer Forscher Dr. A. Tscherepastschuk, Direktor des „Sternberg"-Instituts, Prof. A. Jagola, Oberassistent N. Schakura u. a. konnten mit ihren theoretischen und experimentellen Untersuchungen wesentlich zur Aufklärung der Akkretionsphänomene beitragen und dem Kosmos ein weiteres seiner Geheimnisse entreißen.

Dr. Thomas Reuter

Bei Tag und Nacht...

Am 8. Mai (21. Mai) steht Lenin vor der Versammlung der Petrograder Parteiorganisation, an der rund 5000 Bolschewiki teilnehmen. Er erläutert das Programm, das auf der VII. Gesamtrussischen Konferenz der Bolschewiki (Aprilkonferenz) über das Hinüberwachsen der bürgerlich-demokratischen in die sozialistische Revolution angenommen wurde, und fordert jeden Genossen auf, in sich den Agitator, Propagandisten und Organisator zu vereinen. „Nur so werden wir erreichen, daß unser Volk unsere Lehre versteht, daß es die eigenen Erfahrungen zu analysieren vermag und die Macht wirklich in seine Hände nimmt." Der amerikanische Journalist Albert Williams erinnert sich der ersten Tage nach der Februarrevolution: „In Moskau sah ich, wie zwei bäuerliche Soldaten einen Anschlag betrachteten... ‚Wir können kein Wort davon lesen!' riefen sie empört, Tränen in den Augen. ‚Der Zar wollte bloß, daß wir pflügen, für ihn kämpfen und Steuern zahlen. Er wollte nicht, daß wir lesen. Er hat uns die Augen ausgestochen!'" Doch das Gehör blieb ihnen offen für die revolutionäre Agitation und die Stimme, die nun das Gehörte weiterträgt. Lenins Frau, Nadeshda Krupskaja, schreibt über jene Frühlingstage: „Die Straßen boten damals ein äußerst interessantes Bild: Überall standen die Menschen in Haufen zusammen... Und man mischte sich in die Menge und hörte zu... Öffnete man nachts die Fenster, so hörte man die leidenschaftlichsten Debatten... Immer Politik, eine nicht enden wollende Versammlung... Man diskutierte... nicht über einzelne Personen, sondern über die Tätigkeit der Parteien, über ihren Standpunkt." Und wieder Williams: „Ich entdeckte gar bald, daß Fabriken und Boulevards verschiedene Welten sind. Es lag auch ein weltweiter Unterschied in der Art, wie diese beiden das Wort ‚Bolschewiki' aussprachen." Durch Lenins titanische Arbeit – sein Arbeitstag ist auch die Nacht – findet die Partei zur bisher ungewohnten Geschlossenheit. Und die Menschen, denen der Zar „die Augen ausgestochen hat", lernen das Sehen, Hören und Reden. Die Bolschewiki erobern nach und nach ihre Hirne und Herzen.

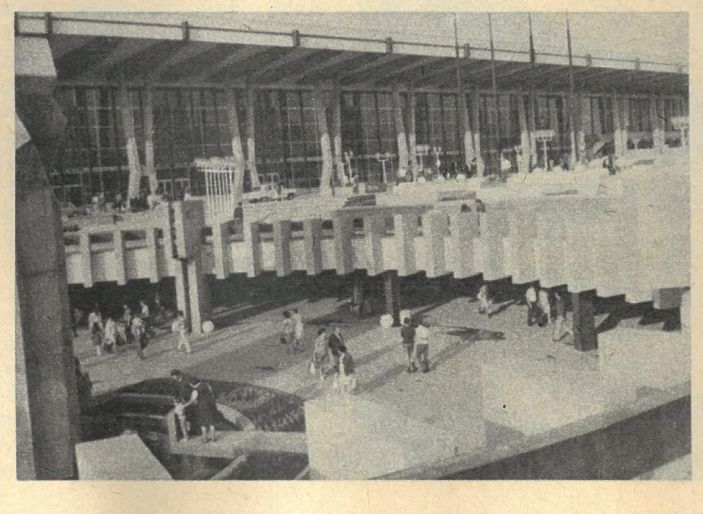
Hans Bergmann

Plänemacher von Beruf

Kennen Sie Sofia? Vielleicht auch den Hauptbahnhof dort? Er ist wie viele gesellschaftliche Bauten der bulgarischen Metropole nach dem 1961 weiterentwickelten Generalbebauungsplan entstanden – praktisch und schön, eine Synthese von Tradition, hohem Nutzanspruch und Großzügigkeit. Vorschläge und Anregungen für das Bahnhofsgebäude und seinen Vorplatz (Foto unten) holten sich die Sofioter Stadtväter in einem international ausgeschriebenen Wettbewerb. Der Sieger von damals kam aus unserem Land. Es war der Berliner Architekt und Stadtplaner Prof. Dipl.-Ing. Hans Gericke (im Foto oben). Sein Arbeitsfeld war unsere Hauptstadt. Wäre es zum Beispiel nach ihm gegangen, stünde der Berliner Fernsehturm nicht am Alexanderplatz, sondern auf der Fischerinsel. So hatte es das von Hans Gericke geleitete Kollektiv Ende der 50er Jahre vorgeschlagen. Gern räumt er heute ein, daß der Fernsehturm als Abschluß der Breiten Straße zwar denkbar gewesen wäre, aber sein favorisierter heutiger Standort sich als erheblich wirksamer erwies. Bis auf den Tag ist der heute 75jährige – unter anderem tätig als Vizepräsident des Architektenbundes der DDR – ein Verfechter des Wettbewerbsprinzips im Städtebau. Darin sieht er eine der besten Methoden, über vergleichbare Varianten zu günstigen Lösungen zu gelangen. Er sagt: „Ein Kollektiv allein, mag es noch so begabte Architekten haben, kann sich – vor allem unter Zeitdruck – leicht einmal in irgendeine Idee verrennen. Dann bleibt für den Auftraggeber keine Chance, das Projekt an einer anderen Idee messen zu können. Insofern ist der Wettbewerb ein hervorragendes Mittel, zur optimalen Lösung vorzustoßen.

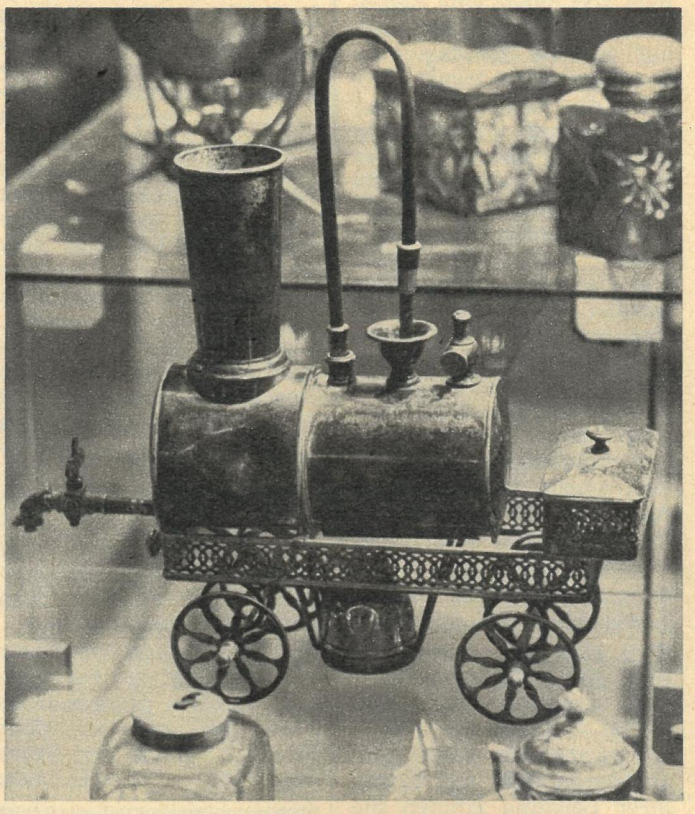
Das erspart uns später unumgängliche Korrekturen und damit Kosten oder gar Fehlleistungen." Hans Gericke, einer der 1200 Delegierten, die am 7. Mai zum 13. NDPD-Parteitag in Leipzig zusammenkommen, nutzte effektiv seine Möglichkeiten, so als Gutachter in der Wohngebietsplanung bei der Bauakademie der DDR. „Ich habe mir gewünscht, mein ganzes Leben lang Pläne machen zu können und sie im Interesse unserer sozialistischen Gesellschaft realisieren zu helfen", sagt Hans Gericke. Als ehemaliger Stadtarchitekt und Verantwortlicher seines Architektenkollektivs schuf er wesentliche Grundlagen für das heutige Gesicht des Zentrums unserer Hauptstadt. Er warnt vor Übertreibung: „Ich habe sicher einige Anteile daran..." Wenn vom Bauen gesprochen werde, gehe es selten ohne erregte Diskussion ab. Das habe seine Ursachen im oftmals harten Nebeneinander von Wünschen und Realitäten, auch von Erfolgen und Mängeln. Der Grund liege vor allem darin, daß Städtebau und Architektur bei uns zum echten Anliegen der Nutzer geworden sind. Übrigens, vor kurzem mußte der Sofioter Hauptbahnhof erweitert werden, um die doppelte Zahl Fahrgäste zu bewältigen. Die bauliche Hülle, die weitsichtige Konzeption, an der Hans Gericke beteiligt war, hat alles dazu Notwendige überstanden.

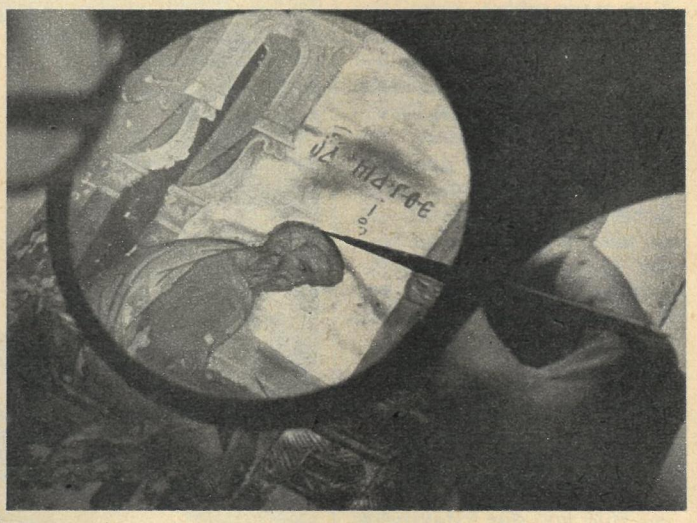
Josef Feistl



Männergesang

Auf einem der schönsten Plätze Europas – dem ehemaligen Gendarmenmarkt in Berlin, heute Platz der Akademie – sind am 10. Mai „Jungs aus Moskau und Berlin" in einem gleichnamigen Programm zu erleben. Es wird gestaltet vom Erich-Weinert-Ensemble der NVA und dem Zentralen Ensemble der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Das Programm, das in Zusammenarbeit mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft entstand, wird am 19. Mai in Cottbus, am 21. Mai in Dresden und am 22. Mai in Gera gezeigt.





Kunstwerk

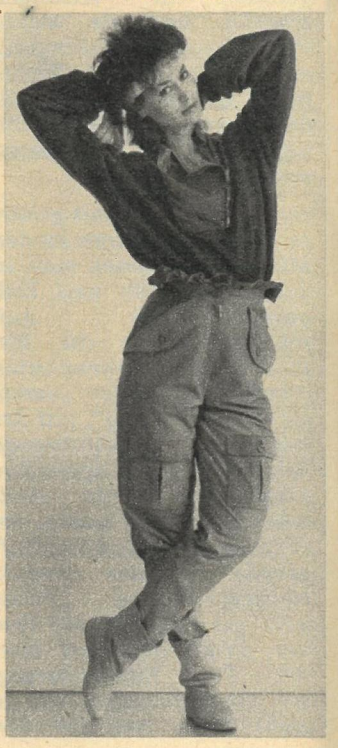
Unter der scharfen Lupe des Restaurators: eines von 300 Blättern des Moskauer Chitrowo-Evangeliums aus dem 14. Jahrhundert, an denen gegenwärtig im Allunionsinstitut für Restaurierung gearbeitet wird. Die Miniaturen zu diesem Werk, so wird vermutet, stammen von dem berühmten Maler Andrej Rubljow. Diese und andere Kostbarkeiten aus dem Zentralen Staatsarchiv werden dann im Puschkinmuseum in Moskau zu sehen sein.

Teemobil

Erst auf den zweiten Blick als solcher erkennbar: ein Samowar, entdeckt in Moskau. Das Zentrale Museum für dekorative und angewandte Kunst hatte über 350 origineller Samowar-Exponate zusammengetragen, die fünfzehn Museen und private Sammler zur Verfügung stellten. Diese Samowar-Lokomotive kam aus Tula. Das Kunstwerk, es entstand Ende des vorigen Jahrhunderts, gehört Juri Bassin.

Lederlook

Man denkt nicht mehr unbedingt an unverwüstliche Krachlederne, wenn von Lederhosen die Rede ist. Das in der Kostümgeschichte wohl älteste Material macht Mode, nicht nur bei Mänteln und Jacken. Hier eine sportliche, leicht figurbetonte Hose aus der ČSSR für Schlanke.



Frauen an der Grenze

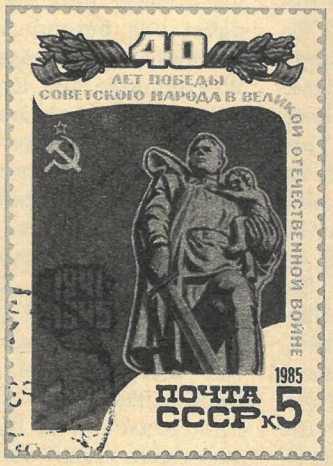
Der erste nikaraguanische Spielfilm lief im März unter großer öffentlicher Teilnahme an. „Frauen an der Grenze“ nennen ihn seine Schöpfer vom Nikaraguanischen Filminstitut (INCINE). Regisseur ist Iván Arguello. Der Film erzählt vom harten, aber ebenso tapferen Leben der Frauen eines Dorfes nahe der honduranischen Grenze. Der Krieg zwingt sie, ihre Häuser zu verlassen, sich mit Hab und Gut, mit dem Wenigen, dem Nötigsten, was sie haben, gemeinsam in einer Schule einzurichten. Die Männer gehen zur Armee. Zurück bleiben die Kinder und Frauen, die nun die Geschicke der Gemeinschaft in die Hand nehmen müssen. Erst zaghaft – zunächst zu dritt – machen sie sich ängstlich auf den Weg zum Maisfeld nach etwas Eßbarem, dann beherzter, resoluter, vereint. Zuletzt steuert eine von ihnen, gegen den Widerstand der Männer, den Traktor der landwirtschaftlichen Kooperative, der sie sich angeschlossen haben. Wortführerin ist Paulina, ein junges Mädchen, die Heldin des Streifens. Der Film beginnt, als Paulina die Einladung zu einer Versammlung in die Hauptstadt erhält, und endet damit, daß sie sich auf den Weg nach Managua begibt. In der Rückblende wird Paulinas und somit die Geschichte ihres Dorfes, ihrer Mitbewohnerinnen erzählt, die Entbehrung und Tod nicht ausspart. Da INCINE kein eigenes Schauspielensemble besitzt, sind die Darsteller Laien, die die Fabel in bewundernswert natürlicher, anrührender und filmisch recht souveräner Weise darstellen. Am Drehbuch haben namhafte Autoren mitgewirkt, unter anderem Gioconda Belli, eine der bedeutendsten Vertreterinnen der nikaraguanischen Gegenwartsliteratur. Der Film geht auf eine Begebenheit in den Jahren 1982/83 im Jalapatal zurück. Die poesievollen Bilder der Landschaft und das Agieren der Frauen verschmelzen zu einer Einheit, verleihen dem Film Würde und Format. Ramiro Lacaya, Direktor von INCINE, erklärte, daß sie auf der Suche nach einer eigenen nationalen Filmsprache diesen Weg zur nikaraguanischen Realität gehen mußten: Schlichtheit, ohne pathetisch zu werden – um von ihrem Volk und von der Welt verstanden zu werden.

Christina Ullrich

Treptow im Markenbild

Im Berliner Postmuseum wurde am 5. Mai eine philatelistische Ausstellung eröffnet, die dem Jubiläum der 750jährigen Hauptstadt gewidmet ist. Zu den Themen dieser Sonderschau gehört auch die Arbeit „Das Treptower Ehrenmal“. Es geht um jenes Ensemble im spreenahen Ehrenhain, das sich achtunddreißig Jahre nach der feierlichen Einweihung als weltbekannte Sehenswürdigkeit präsentiert. Besucher aller Kontinente ehren hier Tag für Tag das Andenken der gefallenen Sowjetsoldaten. Seit der Befreiung Berlins erschien das Hauptmonument, die über den Parkbäumen aufragende Skulptur des Soldaten mit dem Kind, mehr als fünfzigmal in postalischen und philatelistischen Belegen, im Markenbild, als Stempelgrafik oder Zudruck auf Ersttagsbriefen. Die erste Briefmarke der DDR mit der Darstellung des Soldaten von Treptow wurde 1955, zum zehnten Jahrestag der Befreiung, herausgegeben (mittlere Spalte, 2. von unten); es folgten ein Motiv 1967 innerhalb der Serie „50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“, 1970 ein Schmuckzudruck auf dem Ersttagsumschlag zur Serie „25 Jahre der Befreiung“, 1973 innerhalb der Dauerserie „Sozialistischer Aufbau“, 1974 in neuer Dauerserie (mittl. Sp., oben); 1975 zum dreißigsten und 1985 zum vierzigsten Jahrestag der Befreiung. Die herausgeberische Arbeit der Deutschen Demokratischen Republik gerade zu dieser Thematik wird nicht nur unter philatelistischem Gesichtspunkt weithin anerkannt. So würdigte der amerikanische Wissenschaftler Professor Thomas D. Napoli die langfristige Dokumentation des Treptower Ehrenmals im Markenbild als einen Ausdruck konsequent antifaschistischer Grundhaltung. In seinem Beitrag für eine USA-Hochschulzeitschrift stellte er entsprechende Belege aus der Emissionstätigkeit der DDR vor und knüpfte daran die Schlußfolgerung, daß junge Menschen hier in Ehrfurcht vor den Opfern des Krieges heranwachsen, daß die antifaschistischen Traditionen der Vergangenheit sich nahtlos verbinden mit dem großen Anliegen der Gegenwart, dem Kampf um Frieden und eine friedliche Welt… Weitere Beispiele zur Gestaltung des Motivs: Linke Spalte – Emission zum 60. Jahrestag der UdSSR (1982). Mittlere Spalte, unten – Sondermarke mit einem Auszug aus dem Stockholmer Appell zur Ächtung der Atomwaffe (1951). Rechte Spalte von oben nach unten – bulgarische Ausgabe zum 35. Jahrestag der Befreiung (1980); sowjetische Jubiläumsmarke zum 40. Jahrestag des Sieges (1985); Darstellung des Treptower Monuments und der Siegesparade auf dem Roten Platz in Moskau innerhalb der Serie „Fünfzig Jahre Sowjetarmee“ (1986); kubanische Erinnerungsmarke zum vierzigsten Jahrestag der Befreiung Europas vom Faschismus (1985). Diese wohl einmalige thematische Darstellung besorgte der Berliner Philatelist Kurt Kühling, Mitglied des Freundschaftskreises UdSSR im Philatelistenverband der DDR. Die Berlin-Ausstellung im Postmuseum wird bis Oktober gezeigt.

Henri Hamann



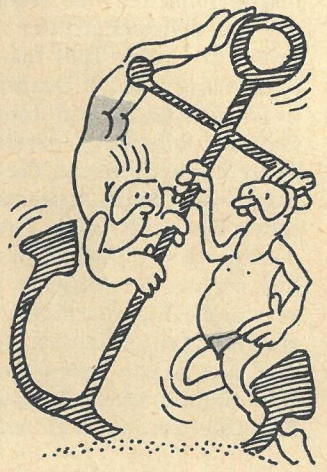
● Gut gesagt

Wenn der Mut ausmarschiert, kommt das Ziel ihm entgegen.

Inge Marburg, Schriftstellerin (DDR)

● Am Rande

Fast 2,5 Meter lang war der Anker, den Mitglieder des Klubs für Unterwasser-Archäologie bei der Insel Hortiza vom Boden des Dnjepr hievten. Er stammt aus dem Jahre 1739 von der dort angesiedelten ehemaligen Werft für Binnenschiffe. – Hau ruck!



● Persönliches

Beim Bau eines Kellers entdeckte der Elektriker Boris Alijew aus der tadshikischen Stadt Leninabad eine altertümliche Apotheke. Sie enthielt Gefäße mit Quecksilber, die vor rund tausend Jahren angefertigt worden waren.

Vier bekannte Hotels Rumäniens werden von Frauen geleitet. Die attraktiven Direktorinnen sind: Elena Stan im „Tismania“, Lucia Mazdrache im „Reluca“, Georgeta Marinescu im „Lido“ und Tanta Ioanid im „International“.

Im „Guinnes“, dem Buch der Rekorde, findet man auch die bulgarische Artistin Emilija Iwanowa von der Kechajow-Schleuderbrett-Truppe. Sie vollbrachte das Kunststück, erfolgreich auf der Spitze einer Sechser-Pyramide zu landen und zu stehen.

Ivan Lukes, Zoologe des Böhmerwaldmuseums, setzte ein Rabenpaar aus, das aus der DDR eingeführt worden war. Es nistete sich auf Dauer in der Umgebung der Gemeinde Cervena ein. Bereits Mitte vorigen Jahrhunderts war der Rabe in Böhmen fast ausgerottet. Er steht in der ČSSR unter Naturschutz.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: V. Billeb, R. Pätzold, L. Muchow, M. Koch, ZB/Hsinua, TASS/Fotochronika: A. Markowkin; Vignette: D. Schüler

Computer befragen den Boden

Die Landwirtschaft hat seit langem Probleme mit dem Mangel an Bodenflächen. So kommen auf den Kopf jedes DDR-Bürgers ungefähr 0,37 Hektar. Wie ist dieses Verhältnis zu beurteilen?

Das Verhältnis von 0,37 Hektar je Kopf der Bevölkerung sieht auf den ersten Blick ungünstig aus, doch Länder wie die BRD und Holland verfügen über eine noch geringere spezifische Nutzfläche. Die Frage kann nur lauten: Können wir mit der uns gegebenen Fläche die Ernährung gewährleisten? Ein deutliches Ja ist die Antwort. Dank intensiver Nutzung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts hat die Landwirtschaft der DDR im Trend der Jahre 1981 bis 1986 eine Steigerung von 2,2 Dezitonnen Getreide je Hektar und Jahr und 1,9 Getreideeinheiten erreicht. Sie kann dadurch heute die Bevölkerung mit Nahrungsmitteln tierischer Herkunft ohne Futtergetreideimporte voll versorgen. Jetzt stehen wir vor der Aufgabe, durch die verstärkte Eigenproduktion von eiweißhaltigen Pflanzen (Körnerleguminosen wie beispielsweise die Ackerbohne) auch die Importe von Eiweißfuttermitteln zu reduzieren.

Industrielle Investitionen, Straßenbau und Verkehrswesen sind raumschluckend. Wieviel Nutzböden verlieren wir dadurch?

Die landwirtschaftliche Nutzfläche ist in der Tat ständig zurückgegangen, doch nicht in dem Tempo, wie manche vermuten. Eine strenge Gesetzgebung schreibt jedem Nutzer landwirtschaftlicher Böden vor, nach Prüfung der Bodenqualität möglichst nur minderwertige Flächen für Bauinvestitionen aufzuschließen. Auf „grüner Wiese" dürfen keine Gemeinden oder Städte mehr entstehen. Verlorene Flächen werden – wo möglich – durch den Neuaufschluß von brachliegenden Böden kompensiert. Ödflächen durch den Bergbau müssen kurzfristig rekultiviert werden. Wir hoffen, daß sich die Verluste an landwirtschaftlichen Böden weiter verringern.

Wir hören und lesen über die Intensivierung der Landwirtschaft, über die wissenschaftliche Einflußnahme auf die Böden. Wie läßt sich auf die Vorstellungen, daß eine intensive Nutzung des Bodens diesem irgendwann die Lebenskraft entzieht, antworten?

Die Meinung, daß intensive Bodennutzung einer „Ausbeutung" gleichkommen muß, ist völlig abwegig. Das Gegenteil ist richtig. Bei sorgsamer Nutzung wird er fruchtbarer. Ein intensiver Gebrauch des Bodens schließt die notwendige erweiterte Reproduktion der Bodenfruchtbarkeit ein, die durch ackerbauliche und meliorative Maßnahmen erfolgt. Eine bessere Düngung, die Regulierung des Wasserhaushalts sowie der Schutz vor Erosion und Verdichtung sind dabei von besonderer Bedeutung. Je höher die Erträge, desto mehr Wurzelmasse und Ernterückstände fallen als organischer Dünger an. Das ist eine wichtige Grundlage für die Mikroorganismentätigkeit im Boden, die Humusbildung und eine gute Bodenstruktur. Für eine richtige intensive Nutzung ist der Boden also dankbar. Es gibt jedoch auch eine Nutzung, die den Boden verarmen läßt. Dazu gehört z. B. die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise, die als alternative Landwirtschaft in Westeuropa von sich reden macht. Der Verzicht auf Mineraldünger dort kommt einer Ausbeutung gleich. Der Boden quittiert das mit einem bedeutenden Ertragsabfall. Diese Art Landwirtschaft wird allerdings in sehr geringem Umfang betrieben.

Die Agrarwissenschaft spricht heute von „schlagbezogenen Höchstertragskonzeptionen", die auch in Ihren Darlegungen auf dem XI. Parteitag der SED eine gewichtige Rolle spielten. Was versteht man darunter?

Mit „schlagbezogener Höchstertragskonzeption" bezeichnen wir die Richtung, die auf eine Steigerung der Erträge und gleichzeitige Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit zielt. Für jeden Schlag werden die fruchtbarkeitsbestimmenden Bodeneigenschaften diagnostiziert. Wieviel Humus und Nährstoffe hat der Boden? Liegen die Gehalte unter den Soll-Werten, wieviel organischer und mineralischer Dünger muß ausgebracht werden? Wie ist der Boden zu bearbeiten? Muß der Bodenwasserhaushalt reguliert werden? Für die Schläge werden entsprechende Sorten ausgewählt und durch Aussaattermin, Pflege und Pflanzenschutz eine optimale Entwicklung und Gesunderhaltung der Pflanzenbestände bis zur Ernte gesichert. Alle Maßnahmen bis zur verlustarmen Bergung der Ernte sind Inhalt der Höchstertragskonzeptionen. Ihre Weiterentwicklung besteht in der Boden- und Bestandsführung, das ist die Steuerung der ertragsbestimmenden Prozesse, die im Boden und im Pflanzenbestand ablaufen.

Die Prozeßsteuerung der Pflanzenproduktion bedarf vieler Informationsabrufe je Schlag und einer komplexen Informationsverarbeitung. Hierbei ist der Computer der Partner. Welche und wie viele Informationen muß er liefern?

Bis zu 300 Informationsabrufe je Schlag sind heute erst der Anfang. Gehen in die Bestandsführung die täglichen Witterungsdaten ein, erhöht sich der Informationsumfang bedeutend. Wie sehen die Informationsabrufe aus? Je Schlag sind die Standortgrunddaten zu ermitteln, so die Körnung des Bodens, das Bodenprofil, der Steinbesatz, die Hangneigung usw. In regelmäßigen Abständen werden die Bodenfruchtbarkeitskennziffern gemessen, dem Boden Proben entnommen und in Laboratorien des agrochemischen Untersuchungs- und Beratungsdienstes, teilweise auch in den LPG selbst, untersucht, denn die Bodenfruchtbarkeit ist eine veränderliche Größe. Aus den Ergebnissen werden Düngungs-, Bodenbearbeitungs- und Meliorationsmaßnahmen abgeleitet. Zudem werden die Pflanzenbestandskennwerte ermittelt: Aufgang der Pflanzen, Zahl der Keime, die Bestockung und die Menge der ährentragenden Halme. Der Befall mit Schaderregern muß ständig überwacht werden. Sind dem Computer diese Daten eingegeben, dann ermittelt er, was zu tun ist. Der Computer mißt und entscheidet, was früher ein guter Bauer mit dem „Götterblick" tat. Insoweit kann man den Computer mit der Arbeitsweise und dem Erfahrungsschatz der besten Landwirte vergleichen. Deren und der Kenntnisschatz der Wissenschaft haben in den Computer Eingang gefunden, der nun diesen Reichtum jeder LPG und VEG zur Verfügung stellt. Die Agronomen, Zoologen und die Genossenschaftsbauern lernen nun selbst, diese Geräte zu beherrschen, und stellen sich damit in die Reihe der besten Landwirte. Die optimale und effektive Bewirtschaftung des Bodens läßt die Aufwendungen für und an einem Computer ungemein schnell amortisieren.

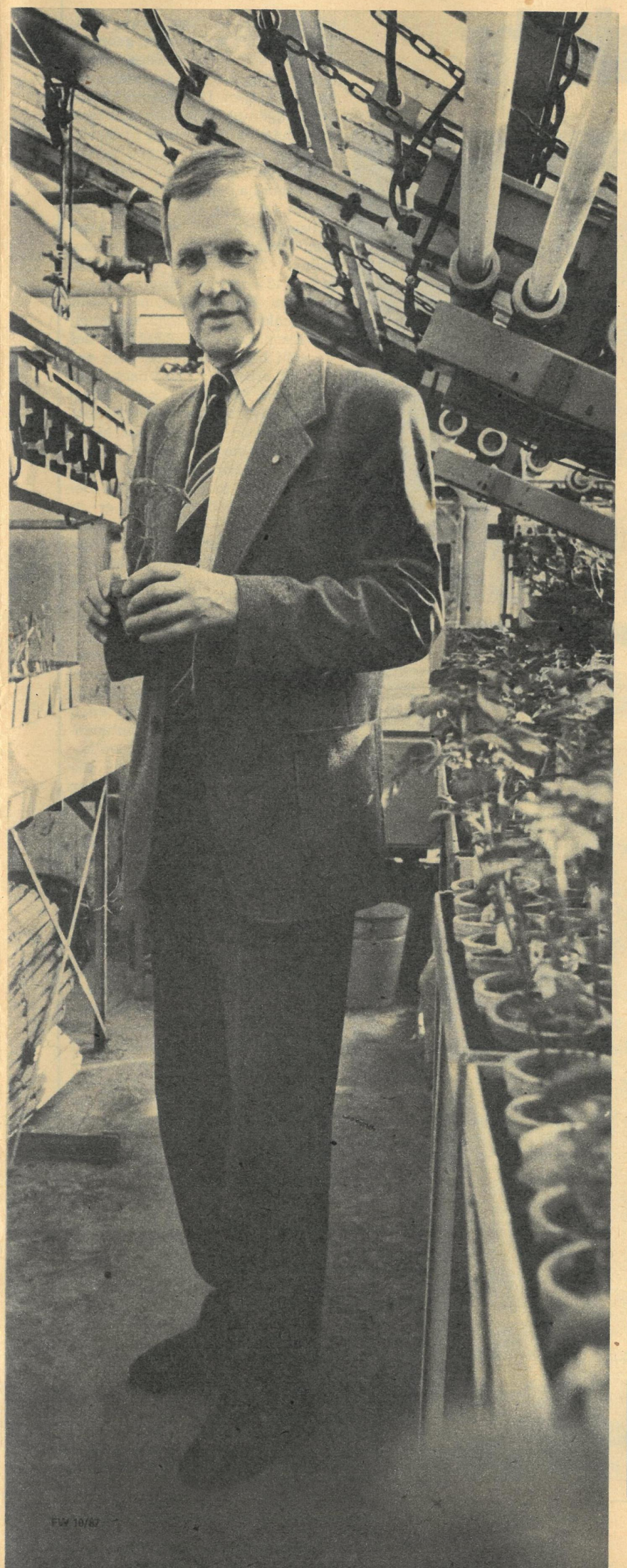
Zur Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit experimentiert Ihr Institut mit Rhizobiumbakterien, die in der Natur vorkommen und recht ungewöhnliche Leistungen vollbringen. Welche Erfahrungen haben Sie mit diesen Mikroorganismen gemacht, und sind Sie anderen natürlichen „Gehilfen" auf der Spur?

In der Tat, die Rhizobien gehen eine Symbiose mit den Leguminosen ein, das heißt mit Hülsenfrüchten wie Klee, Luzerne, Bohnen, Erbsen, Lupinen. Sie binden Luftstickstoff und geben diesen an die Pflanzen ab und erhalten sozusagen als Gegenleistung Kohlehydrate. Die Bindung von Luftstickstoff ist beträchtlich: von 50 bis 200 kg je Hektar und Jahr. In unseren Labors haben wir nachgewiesen, daß man die Fähigkeit zur Luftstickstoffbindung bedeutend erhöhen kann. Durch Selektion der leistungsfähigsten Rhizobium-Stämme erzeugen wir Präparate, mit denen wir die Leguminosen impfen. Diese ausgewählten Stämme sind der Wildpopulation überlegen. Im eigenen Technikum produzieren wir zur Zeit die Menge an Impfstoffen, mit der wir den Gesamtbedarf der DDR abdecken können. Durch Versuche zur gentechnischen Verbesserung von Rhizobien wird es zukünftig möglich, noch größere Leistungssteigerungen als durch Selektion zu erzielen. Nun sind die Rhizobien leider recht einseitig; außer mit den Leguminosen gehen sie mit keinen anderen Pflanzen eine Symbiose ein. Jetzt suchen wir Mikroorganismen, die auch mit Getreide Assoziationen eingehen können. Mit dem Getreideanbau Luftstickstoff zu binden ist ein gewaltiges Forschungsprojekt, an dem international intensiv gearbeitet wird. Stellen Sie sich vor, welche Mengen an Stickstoff dadurch auf biotechnologischem Wege erzeugt werden. Durch Imp-

Professor Dr. sc. Peter Kundler ist seit 1970 Direktor des Forschungszentrums für Bodenfruchtbarkeit Müncheberg der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften. Er ist Mitglied der Akademie und ihres Präsidiums und Mitglied des Rates der Internationalen Bodenkundlichen Gesellschaft. Er erhielt 1975 und 1985 den Nationalpreis.

Auf ein Wort, Herr

Bakterien als landwirtschaftliche Gehilfen



fungen können auch Mikroben in den Boden gebracht werden, die auf biologischem Wege die Schädlinge bekämpfen. Haben die Mikroben ihren Zweck erfüllt, geht die Population der geimpften Stämme meistens zurück oder verschwindet vollends. Deshalb muß bei Bedarf immer wieder neu geimpft werden. Die bodenbiotechnologischen Verfahren der Düngung und Schädlingsbekämpfung werden die chemischen Verfahren, die für gezielten Einsatz keineswegs an Bedeutung verlieren, wirksam ergänzen.

Vermutlich sprengen die von Ihnen genannten Forschungsprojekte den nationalen Rahmen. Internationale Zusammenarbeit und Kooperation erweisen sich als unumgänglich. Wer sind Ihre Partner?

Seit vielen Jahren schon bemühen wir uns um eine enge Wissenschaftskooperation, in der man nicht nur Informationen austauscht, sondern auch arbeitsteilig Aufgaben löst und zu gemeinsam nutzbaren Ergebnissen kommt. So sind wir durch zweiseitige Themen mit dem Allunionsforschungsinstitut für Hydrotechnik und Melioration in Moskau, mit dem gleichnamigen Institut in Kiew, mit dem Agrophysikalischen Institut und dem Forschungsinstitut für Landwirtschaftliche Mikrobiologie, beide in Leningrad, mit dem Institut für Bodenkunde in Moskau und anderen Forschungseinrichtungen der UdSSR verbunden. Zu den Arbeits- und Forschungsschwerpunkten zählen unter anderen: Boden- und Bestandsführung, Bodenprozeßforschung, Wassernutzung und -regulierung, schonende Bodenbearbeitung und Verhinderung der Schadverdichtungen, Erosionsbekämpfung, Unterbodenmelioration, Versorgung des Bodens mit organischer Substanz und Bodenbiotechnologie. Wie Sie sehen, ein reichhaltiges Programm. Enge Arbeitskontakte haben wir auch zu Instituten anderer sozialistischer Länder, und es gibt Beziehungen zu Forschungseinrichtungen. Aus den bisherigen Ergebnissen der internationalen Zusammenarbeit möchte ich folgendes hervorheben: Gemeinsam mit dem Ukrainischen Institut für Hydrotechnik und Melioration entwickelten wir die computergestützte Beregnungsberatung und -steuerung. Sie wird heute auf 360 000 Hektar in der DDR und 1,1 Millionen Hektar in fünf Unionsrepubliken der Sowjetunion mit Erfolg angewendet. Sie bewirkt eine Ertragssteigerung bei gleichzeitig sparsamerem Einsatz des Wassers.

Meinungen, daß die Landwirtschaft mit Chemikalien der Natur recht hart zu Leibe geht, sind noch häufig anzutreffen. Welche Rolle spielt der Umweltschutz in Ihren Forschungen?

Zuerst möchte ich betonen, daß ein guter Landwirt stets auf den Schutz des Bodens und der Umwelt bedacht ist. Er würde sein Hauptproduktionsmittel nie gefährden. Heute geben wir dem Umweltschutz eine wissenschaftliche Basis, er ist aus der Boden- und Bestandsführung nicht wegzudenken. Es geht ja nicht nur um hohe Erträge, sondern auch um sparsamen, umweltfreundlichen Einsatz chemischer Mittel. Wissenschaftliche Boden- und Bestandsführung heißt, daß wir jede Maßnahme genau bemessen und nur soviel in den Boden und an die Pflanze bringen, wie für die Ernährung und Gesunderhaltung der Pflanze und für die Sicherung der Bodenfruchtbarkeit benötigt wird, keinesfalls mehr. Bei der ungesteuerten Pflanzenproduktion, also ohne Boden- und Bestandsführung, kommt es häufiger vor, daß zuviel oder auch zuwenig eingesetzt wird. Das wollen wir verhindern. Zum Schutz des Bodens gehört jedoch noch mehr. In Zusammenarbeit mit anderen Instituten der Akademie und mit Fachbereichen aus der Sowjetunion und anderen sozialistischen Staaten nehmen wir Einfluß auf die Landtechnik. Die vormals vertretene Ansicht, daß nur schwere Landtechnik eine hohe Arbeitsproduktivität ermöglicht, ist veraltet. Ihre Produktivität wurde überschätzt und der hohe spezifische Energiebedarf dieser Technik und die von ihr verursachten Schadverdichtungen im Boden unterschätzt. Deshalb wurden Strategien für die Entwicklung einer Technik erarbeitet, die mit möglichst niedrigem Auflagedruck und geringen Radlasten auf den Boden einwirkt. Die von uns ausgearbeiteten Richtwerte haben in den Beschlußentwurf zum 13. Bauernkongreß Eingang gefunden. Diese wissenschaftlichen Expertisen sind durch Experimente abgesichert. Nun ist die Industrie gefragt, schnell und in hoher Qualität bodenfreundliche, energiesparende, schlagkräftige Landmaschinen anzubieten.

Interview: Hans Bergmann
Foto: Detlef Christel

Professor!

Agsamows Heimkehr

Als sich die Agsamows aus der usbekischen Stadt Kokand vor einem halben Jahrhundert trauen ließen, vermochten sie nicht einmal zu ahnen, daß sie mehr als 30 Jahre davon getrennt sein würden. Wie das kam? Vor 47 Jahren hatte Achror Agsamow, damals ein junger Geographielehrer, seinen Einberufungsbefehl erhalten. Er ließ seine junge Frau mit der einjährigen Tochter zurück und studierte zunächst an einer Offiziershochschule. Ein Jahr später, als die Hitlerfaschisten das Sowjetland überfielen, war er als Unterleutnant Kommandeur einer Granatwerferabteilung. Seine Division lag bei Kiew – an der Süd-West-Front. Ein Splitter riß dem jungen Offizier eine Wunde ins Gesicht. Er wurde in eine als Lazarett eingerichtete, mit Verwundeten überfüllte Schule der ukrainischen Hauptstadt eingeliefert – und schlief auf dem Boden ein. Am nächsten Morgen

schreckte ihn ein Kommando hoch. „Raustreten!“ Auf deutsch gebrüllt. Alle, die sich nicht bewegen konnten, wurden von den Faschisten sofort erschossen. Die anderen? Nach zwei Tagen ohne Wasser und Brot trieb man sie in Richtung Shitomir. Wer vor Schwäche umfiel, bekam eine Kugel. Wer überlebte, landete in Wagunija, einer Kleinstadt, in der die Okkupanten ein Konzentrationslager eingerichtet hatten. Dort kam zum Hunger der Typhus dazu. Achror Agsamow überlebte. Im Mai 1942 wurde er zusammen mit anderen Kriegsgefangenen nach Deutschland verschleppt, um in einer Eisenerzgrube – 800 Meter tief – zwölf bis vierzehn Stunden am Tag zu arbeiten. 1945, nach dem Sieg der Alliierten über Hitlerdeutschland, hätte er in die Heimat zurückkehren können. Er hätte, doch er wagte es nicht. Mit einer Gruppe von Landsleuten blieb er in Deutschland, in der britischen Besatzungszone. 1947 lernte er in München Wali Kajumchan kennen, den Leiter der reaktionären Organisation „Turkestanisches Nationalkomitee“. Mehrere Jahre lang lebte er im Kreise von Verrätern, bis er schließlich den Mut fand, mit ihnen zu brechen. In einem „Offenen Brief eines Landsmanns im Ausland“ entlarvte er später „Grundsätze“, von denen sich die Mitglieder dieser Exil-Organisation leiten ließen, brandmarkte ihre antikommunistische Hetze, ihren üblen Nationalismus. 1951 kam er in die USA. Aktran Agsej, so nannte er sich jetzt, war dort einer der ersten Usbeken. Zunächst: Sprecher in der usbekischen Redaktion des Senders „Stimme Amerikas“. Dann: Mechaniker. Er verdiente ausreichend und hatte eine hübsche Wohnung. Doch lebt der Mensch nicht nur vom Brot allein. In einer schlaflosen Nacht, da er im Weltatlas blätterte, fiel ihm auf, daß New York und seine Heimatstadt Kokand auf dem gleichen Breitengrad liegen… Im November 1971 schrieb er an seine Familie. Nach einem Monat erhielt er Antwort – einen Brief von seiner Frau Saodatchon. All die vielen Jahre hatte sie auf ihn gewartet. Achror Agsamow entschied sich für die Rückkehr. Am 4. Mai 1974 traf er in Moskau ein, um nach Kokand weiterzufahren. Am 1. Januar 1975 erhielt er die Staatsbürgerschaft der UdSSR zurück… Inzwischen hat er mit Saodatchon Goldene Hochzeit gefeiert. Und zum seltenen Jubiläum kam eine weitere Freude: Die achte Urenkelin wurde geboren. Urgroßvater Achror ist trotz seiner Jahre noch recht aktiv: Er leitet das Heimatmuseum seiner Stadt.

Rinat Schagajew (Text und Fotos)

Jubilar Friedensfahrt. Gestartet und „drei tolle Tage“ lang gefeiert wird die „40.“ in Berlin, das in diesem Jahr ebenfalls – 750. – Geburtstag hat. 26 Mannschaften am Start, so viele wie nie zuvor. Aus Europa, Asien und Amerika. Zum ersten Mal China dabei. Auch Spanien, Portugal, Mexiko, USA... Titelverteidiger in der Einzelwertung ist der „DDR-Sportler des Jahres“ und achtundzwanzigfache Etappensieger Olaf Ludwig (Foto unten). Er ist zum siebten Mal dabei und bekennt: „Ich werde mein Leben lang mit Stolz sagen, daß ich mal Friedensfahrer war!“

Olaf liebt keine halben Sachen...

1983: Nach der 11. Etappe beglückwünscht in Tabor der ehemalige tschechoslowakische Etappenjäger Jan Vesely Olaf Ludwig zu einem Titel, den der Geraer wahrscheinlich noch lange innehaben wird: Rekordetappengewinner.

Fliegende ärztliche Hilfe

Olaf liebt keine halben Sachen...

Die Friedensfahrt hatte 25jähriges Jubiläum. Gera war Etappenort. Unter den Zuschauern, die in Sprechchören den Berliner Karl-Heinz Oberfranz hochleben ließen, weil dieser soeben den 50. Tagessieg eines DDR-Fahrers erspurtet hatte, befand sich auch ein Dreizehnjähriger namens Olaf Ludwig. Er war hingerissen. „Mir imponierte vor allem, daß die Fahrer nach 180 Kilometern bergauf, bergab und bei sengender Hitze jetzt auch noch mit soviel Schneid ins Stadion stürmten, als seien sie erst am Stadtrand auf die Räder gestiegen."

Auf dem Rückweg per Fahrrad ins heimatliche Thieschitz zettelte Olaf unter seinen Freunden ein Rennen an und war von diesem Rad-an-Rad-Kampf derart angetan, daß er tags darauf bei der Radsportsektion von Dynamo Gera-Mitte nachfragte, ob man ihn gebrauchen könne. Die dortigen Trainer, erfreut über jeden Neuzugang, stellten dem Jungen sogleich gar ein Rennrad zur Verfügung. Was zur Folge hatte, daß sich Olaf beim nächsten Spiel der Thieschitzer Fußballschüler aus der Mannschaft verabschiedete und der Sportlehrer vom Weggang seines Mittelfeldspielers ganz und gar nicht begeistert war. „Aber ich liebte schon damals keine halben Sachen – entweder dies oder das, also Radsport!"

Dies alles geschah im Wonnemonat Mai 1972. Gleichwohl war Mutter Ludwig zuerst nicht so Feuer und Flamme wie ihr Sohn, der sich, mittags kaum aus der Schule, aufs Rennrad schwang und dreißig Kilometer durch die Gegend fuhr. „Aber mit Vaters und Opas Schützenhilfe habe ich auch sie schließlich auf meine Seite gebracht." Und das war wichtig, denn als der Vater 1977 an den Folgen eines Verkehrsunfalls starb, übernahm Frau Ludwig die alleinige Verantwortung über das Wohl und Wehe ihres einzigen Jungen. Der hatte sich in seiner inzwischen dreijährigen Zugehörigkeit zu Wismut Gera zu einem nicht schlechthin besessenen, sondern auch zukunftsträchtigen Radrennfahrer entwickelt und nach gewonnenem Jugendrennen zu Hause kundgetan: „Paß auf, Mutti, ich werde mal Friedensfahrer!" Solcherlei Schwärmereien entgegnete sodann die Mama, um Friedensfahrer zu sein, gelte es: Heute fleißiger als gestern und morgen besser als heute.

Das Fazit solcher Zwiegespräche zwischen der arbeitsamen Landwirtin Ludwig und ihrem von der Welt des großen Sports träumenden Sohn war enorm. Mittlerweile ist Olaf unumschränkter König aller Friedensfahrt-Etappensieger. Bisher sechsmal im Mai dabei, fuhr er schon achtundzwanzigmal als erster über den Zielstrich – oft nach einem Finish, das noch Tage danach in aller Munde war. „Hast du, ja hast du diesen Ludwig wieder gesehen?!"

Sein Vorgänger in dieser Wertung heißt Jan Vesely. Der heute über 60jährige ehemalige ČSSR-Fahrer errang bei neunmaliger Teilnahme sechzehn Tagessiege und war bis zur 11. Etappe 1983 nach Tabor immer noch Rekordetappengewinner. Nach seiner Entthronung, die allen Berühmtheiten wie „Szur" und Schur, Szozda und Petrow zum Trotz Jahrzehnte auf sich hatte warten lassen, ging er zu Ludwig und gratulierte.

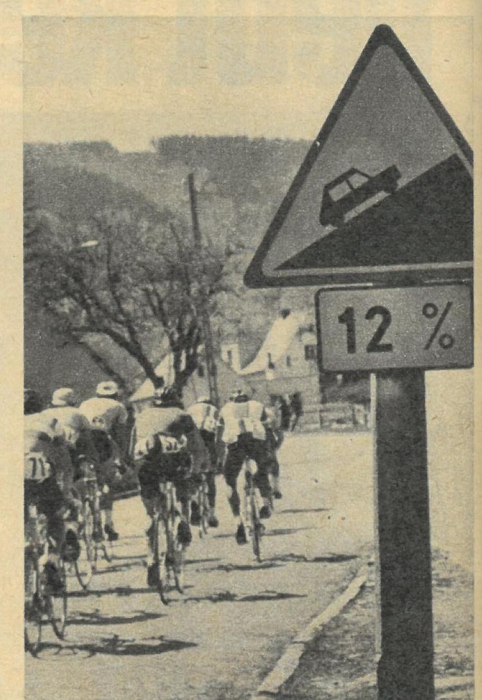
Vier Rennfahrer brachten es in den 40 Jahren Friedensfahrt-Geschichte fertig, das größte Amateur-Etappenrennen der Welt mehrfach zu gewinnen: Ryszard „Szur" Szurkowski (Polen) mit vier, Gustav Adolf „Täve" Schur (DDR), Sergej Suchorutschenkow (UdSSR) und Olaf Ludwig mit je zwei Gesamtsiegen. Von den bunten Trikots, die von den Veranstaltern für besondere Rennfahrerstärken wie Sprintfähigkeit, Aktivität, Kletterkunst und Gesamtübersicht vergeben werden, hat Olaf Ludwig bereits weit über hundert erhalten. Was nicht nur bei der Friedensfahrt, sondern in der gesamten Radsportgeschichte zu den Ausnahmefällen gerechnet werden darf. „Ludwig ist für die Friedensfahrt geboren", sagt Jan Schur, Täves Sohn, einer, der ebenfalls von der Friedensfahrt träumt.

Diese Worte vermag ein Kleiderschrank im Hause Ludwig am eindrucksvollsten zu bestätigen. Olafs Frau Heike räumte darin alle Fächer aus, damit die textilen Rennfahrer-Trophäen ihres Mannes eine feste Bleibe hatten. Und ständig kommen neue hinzu, doch ist ein „Anbau" nicht vonnöten... Dutzendweise stellt Olaf Ludwig seine bunten Leibchen für Solidaritätsbasare und Ausstellungen zur Verfügung, schenkt er sie bekannten und unbekannten Leuten – die, ungezählt, dem Radsport so huldigen wie andere dem Fußball.

Wer gewann die meisten Etappen?

28 Ludwig (DDR)
16 Vesely (ČSSR)
13 Szurkowski (Polen)
Szozda (Polen)
11 Petrow (UdSSR)
10 Lichatschow (UdSSR)
9 Schur (DDR)
7 Melichow (UdSSR)
6 Zagretdinow (UdSSR)
Bartonicek (ČSSR)
Smolik (ČSSR)
Czechowski (Polen)

In die Berge von Karpacz



„Ruhetag" für die Beine

Olaf Ludwig, Gewinner vieler Etappenrennen, verhehlt nicht, daß ihm die Friedensfahrt am meisten am Herzen liegt. Es ist auch die nie nachlassende Popularität dieses Rennens, die ihn immer wieder motiviert, gerade hier das Bestmögliche zu leisten. „Ich habe zum Jahreswechsel lange darüber nachgedacht, warum ich, der Friedensfahrtsieger, und nicht der Weltmeister Uwe Ampler ‚DDR-Sportler des Jahres' wurde. Das muß wohl an dem immer wiederkehrenden Neuigkeitswert dieser einmaligen Fahrt liegen, denn alle zu ‚DDR-Sportlern des Jahres' gewählten Straßenrennfahrer gehörten immer auch zu den Allerbesten der Friedensfahrt: die Weltmeister Täve Schur (neunmal „DDR-Sportler des Jahres"), Bernd Drogan und Uwe Raab – oder Klaus Ampler, im Jahr seiner Wahl Friedensfahrtsieger wie ich…"

Friedensfahrer ist für Olaf Ludwig ein Titel, „der mich immer wieder zu besonderem Trainingseifer treibt". Was ihm sein erfolgreicher Auswahltrainer Wolfram Lindner gern bestätigt: „Wir sind im Radsport deshalb derzeit Weltspitze, weil wir eine sehr bewußte Rennfahrergeneration haben. Ich muß Männern wie Ludwig und Raab, Uwe Ampler, Barth und Boden nie sagen, daß ein Rennfahrer nur durch hartes Training erfolgreich sein und ein Rennen wie die Friedensfahrt in Ehren bestehen kann. Das war schon zu Hartnicks und Drogans Zeiten so…"

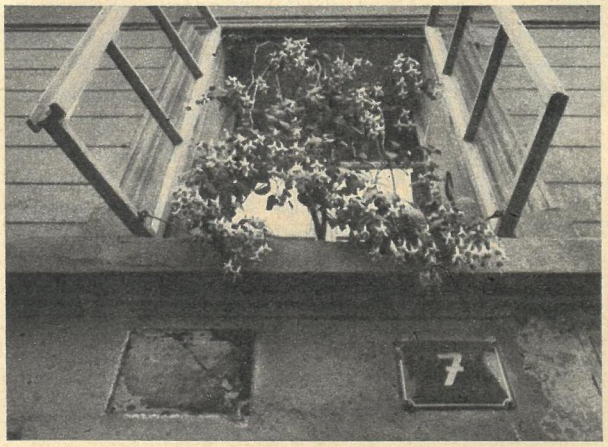
Und wer wie Olaf Ludwig auf den Wogen des Jubels schwimmt, weiß genau, daß ein Straßenrennfahrer allein noch keine Siegerkränze flicht. „Ohne Männer wie meinen unverzichtbaren, weil auch menschlich so wunderbaren Heimtrainer Werner Marschner, meine Mitstreiter wie Thomas Barth, Mario Kummer oder früher Bernd Drogan wäre aus meinen Siegen sicherlich nicht viel geworden. Zu meinem letzten Friedensfahrterfolg trugen Uwe Raab durch seine Sprintfähigkeit beim Anfahren, Uwe Ampler durch seine unwahrscheinliche Kraft in den Bergen bei. Besonders auf dem letzten Drittel der ‚39.' arbeitete Uwe mit seiner ganzen Kraft und seiner ganzen Leidenschaft nur für mich. Und ganz bestimmt hätte ich ohne Thomas Barth längst noch nicht so viele Etappensiege erspurtet. Er strampelte oft für mich, nahm unterwegs alle Mühen auf sich, damit ich Kraft für das Finish sparen konnte. Eine Freundschaft, die früher nur uns zwei Männer verband, hat sich längst auch auf unsere Familien übertragen."

Und dann die Gegenproben. In einer kritischen Situation der Weltmeisterschaft '86 führte Ludwig das Hauptfeld an eine auf Erfolgskurs fahrende Ausreißergruppe heran – das war ein Beitrag zu Amplers Triumph. Bei der Friedensfahrt '83 stürzte Kapitän Thomas Barth. Schlüsselbeinbruch. Olaf Ludwig übernahm das Kommando. Er gewann nicht nur Etappen. Unter seiner Regie führte die erfolgreiche Mannschaft auch noch Falk Boden zum Einzelsieg!

Manfred Hönel (Text)
Wolfgang Behrendt (Fotos)

1983: Petermanns 100-km-Alleinfahrt

Harrington: Sturz vor Olsztyn



Der Blumentopf. Da guckst du, was? Wie ich seit dem Frühjahr gewachsen bin! Wie viele Blätter ich habe! Wie schön ich blühe und dufte! Karel Čapek (links)

Kampa gehört zu Prag und zur Moldau, die einen Arm um sie legt. Bei der Karlsbrücke ist sie ans Kleinseitner Ufer geschmiegt, Paradiesinsel genannt oder romantisch „Prager Venedig", schon schriftlich erwähnt im 12. Jahrhundert. Man sagt vieles... Aloisa, dem zänkischen Weib, soll der Moldauarm seinen Namen Teufelsbach verdanken, Čertovka heißt er bis heute und dreht – sehenswürdig – das riesige Schaufelrad der letzten mittelalterlichen Mühle. Einst ist die Kampa unbestrittenes Reich kräftiger, keineswegs auf den Mund gefallener Wäscherinnen gewesen, von denen eine, weil sie dem Kaiser Rudolf II. seine Hemden wusch, sogar zu Besitz gekommen war, was aktenkundig beim Haus „Zum weißen Stiefel", welches zu besichtigen. Und belegt ist auch die dreihundertjährige Tradition der Töpfermärkte, gepflegt in der Gegenwart. So riecht es einmal im Frühling, einmal im Herbst hier verlockend nach Speckwürstchen, an beiden Enden angeschnitten, wegen kürzerer Garzeit, brutzeln sie auf

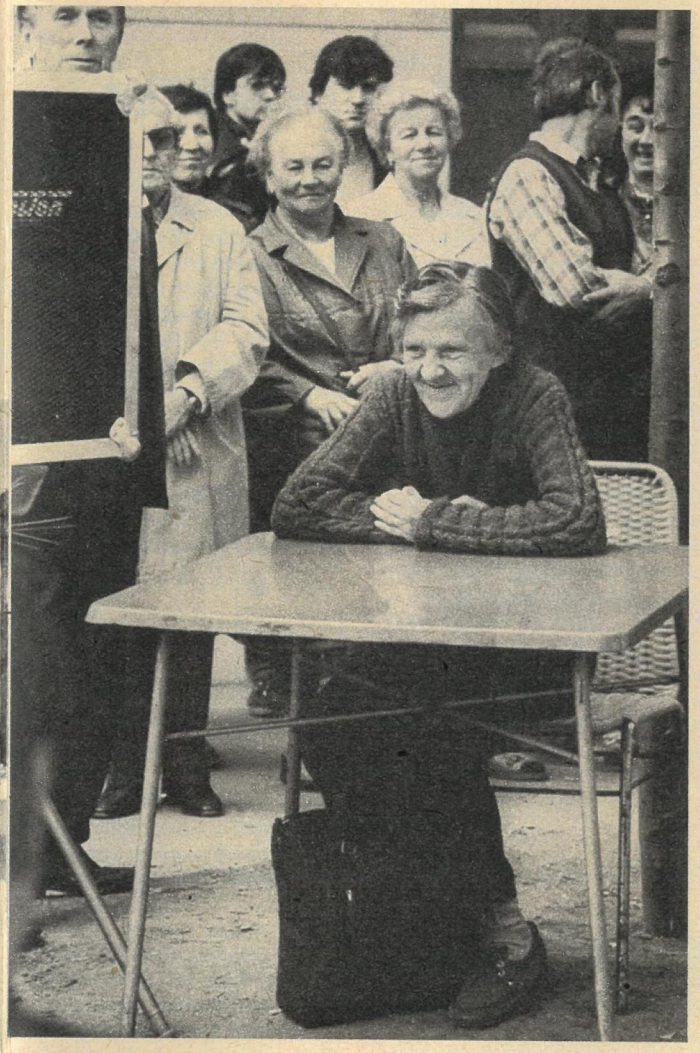
Zuhören ist leichter als tun. (rechts)

Einer allein ist nicht einmal gut im Paradies. (unten)

glühenden Rosten, begleitet von böhmischer Blasmusik. Dazu wird Smíchovs würziges Lagerbier Staropramen getrunken und ein Volksfest gefeiert! Für die Küche hat der tönerne Tiegel zugunsten fettsparend betriebener, beschichteter Pfannen an Bedeutung eingebüßt, doch die Töpfer, die aus allen Teilen des Landes kommen, mit ihren charakteristischen Farben und Dekors, können trotzdem nicht klagen. Zu begehrt sind die Kuchenformen, Krüge, Becher, Teller, Näpfe, Übertöpfe, die hohlen Trauben und Fische, in denen Pudding Fasson kriegt. Traurige Miene nur bei manchen, nichtmotorisierten Touristen – denn, wie soll man solche Schätze transportieren? Ihnen sei Trost, Platz für Erinnerungen ist in der kleinsten Tasche, und wenn sie klug, spazieren sie abends am Kampakai. Der Mond über der Moldau nimmt Liebesleut' lächelnd zur Kenntnis...

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Die Treppe ins Paradies



Wer's haben kann, hat Freude dran. (links)

Jeder Töpfer lobt sein Geschirr. (unten)

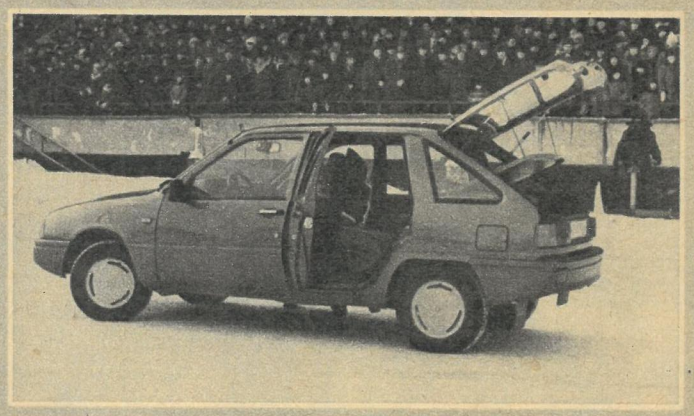
Oleg Kruschew, Leiter der GOSPRIJOMKA im Autogiganten an der Kama: „Unsere Aufgabe ist es, einen Höchststand in der Qualitätsarbeit zu erreichen." Dazu gibt es alle Vollmachten, bis zum Stoppbefehl an die Hauptmontagebänder. Unerbittlich werden beanstandete Motoren und ganze Kraftwagen zur Überarbeitung an die verantwortlichen Brigaden zurückgewiesen. Der Kfz-Industrie als wesentlichem Bestandteil des Maschinenbaus kommt nach Einschätzung des XXVII. Parteitages der KPdSU entscheidende Bedeutung bei der Durchsetzung neuer wissenschaftlich-technischer Ideen zu, die den Fortschritt in anderen Volkswirtschaftszweigen mitbestimmen sollen. Beim Produkt Diesel-Lkw liegt das gewiß auf der Hand. *Willi Heinrich*

Den Finger drauf

Die Produktion konsequent zu intensivieren heißt auch, kompromißlose Forderungen an die Qualität der Erzeugnisse zu stellen und durchzusetzen. Sozusagen den Finger auf diesem Posten haben seit dem Herbst 370 Werktätige im sowjetischen Autowerk KAMAS (Jahreskapazität: 150 000 Lkw und 250 000 Dieselmotoren). Sie übernahmen als Mitglieder der Staatlichen Güteabnahme GOSPRIJOMKA ein außerordentlich verantwortungsvolles Amt. 327 von ihnen sind erfahrene hochqualifizierte Automobilbau-Spezialisten, fast 250 besitzen Hochschulbildung.

Der Fünftürer

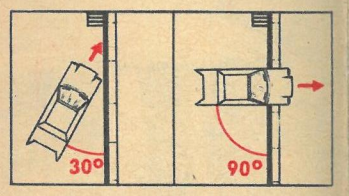
Eigentlich waren Mitte März Tausende Schaulustige ins Moto-Stadion von Ustinow (Udmurtische ASSR) gekommen, um einen Eis-Speedway-Wettbewerb zu erleben. Im Vorprogramm aber rollte ein neuer Pkw auf die Piste: der MOSKWITSCH- ISh-2126, der künftig im Autowerk der Stadt (vormals Ishewsk) produziert wird. Vergleiche mit dem in Heft 11/1983 vorgestellten ersten Versuchsmodell lassen den erfolgreichen Reifeprozeß erkennen, der das Modell auf den Platz zwischen WOLGA und LADA in der sowjetischen Kfz-Palette gelangen ließ. Die fünftürige Kompaktkarosserie mit Fließheck weist gewölbte Seitenfenster auf (zur Stabilitätssteigerung der Türen), die stark geneigte Frontscheibe fördert die Aerodynamik. Alle Sitzplätze sind mit Sicherheitsgurten ausgestattet, die Rücksitze lassen sich zur Vergrößerung der Ladefläche absenken. Die verstellbare Lenksäule erhöht merklich den Fahrkomfort. Das Fünfganggetriebe nutzt die Motorleistung optimal aus. Auch eine Diesel-Variante ist vorgesehen. Das Moskauer Autowerk ASLK meldete indes die Auslieferung der ersten Serienmodelle der viertürigen Grundvariante 2141 der neuen MOSKWITSCH-Generation. *K. H.*



Technik-Tips

Wettläufe am Berg **bringen selten zeitlichen Vorteil, meist behindern sie andere beträchtlich. Versucht zum Beispiel ein mit 40 km/h fahrender Lastzug an einem mit 35 km/h fahrenden vorbeizukommen, braucht er dafür etwa 1,3 Kilometer. So lange blockiert er den gesamten Überholverkehr.**

Rauhe Behandlung **nehmen Reifen übel, bis sie eines Tages ganz den Dienst quittieren. Schonungsloses Über-**



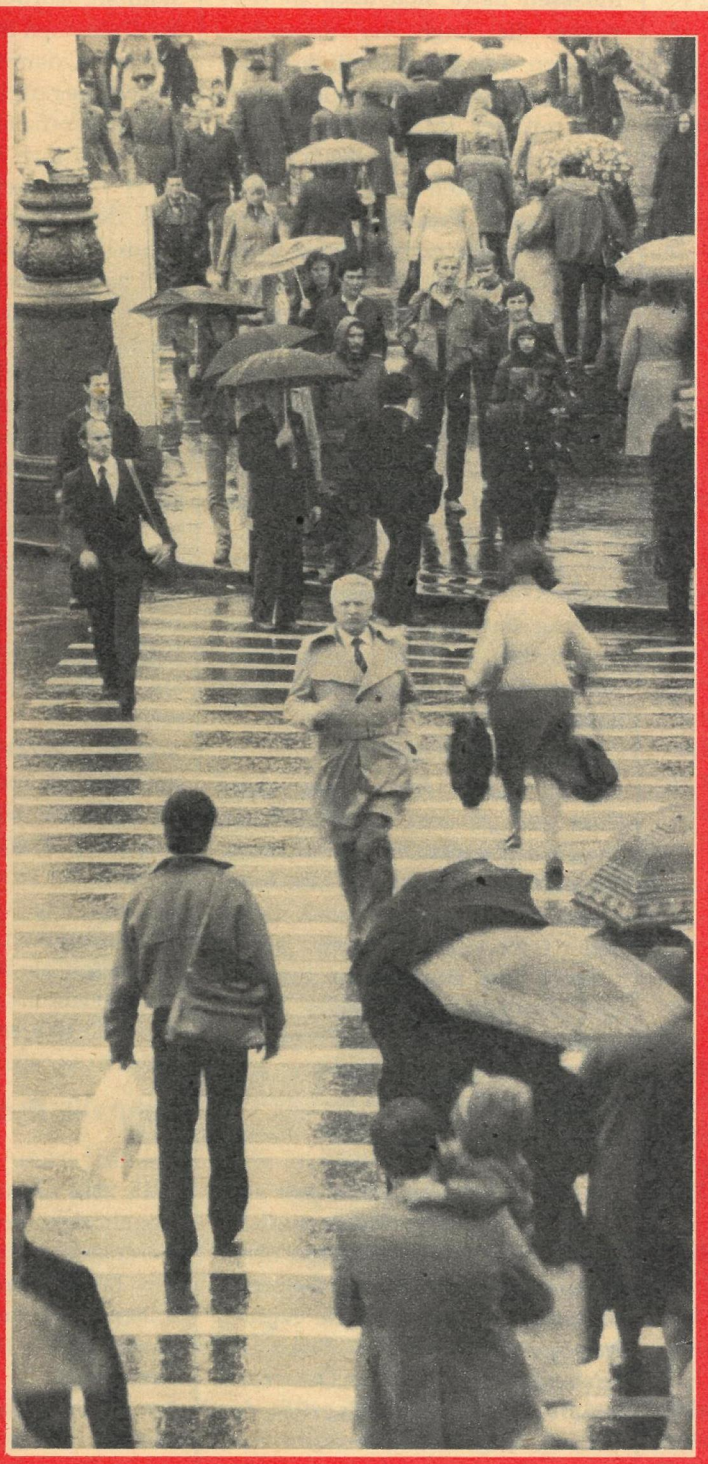
rollen scharfer Kanten und ständiges Fahren mit Unterdruck führt zum vorzeitigen Verschleiß (Risse, Ausbeulungen, Lagenlösungen usw.). Auch das in Städten oft unvermeidbare Bordsteinparken ist eine Tortur für jeden Reifen. Man sollte es auf das geringstmögliche Maß reduzieren. Bordsteinkanten nie mit starkem Schwung überfahren! Das kann ebenso zu schweren Reifenschäden führen wie das Hochfahren in spitzem Winkel. Die dabei entstehenden Schädigungen sind deshalb so gefährlich, weil man sie nicht sofort erkennt. Bordsteinkanten deshalb möglichst in einem Zuge und in rechtem Winkel nehmen, so daß der Reifen gleichzeitig mit der vollen Breite der Lauffläche über die Kante geht. Mehrfaches Anfahren und Zurückrollen vermeiden. *L. L.*

Scheibenwischergummis **halten länger, wenn man die Scheibe öfter mit Wasser und Schwamm säubert. Manche Fahrer benetzen die trocken-verschmutzte Scheibe mit der Waschanlage und lassen sich dann vom Wischer das Sichtfeld putzen. Das führt zu vorzeitigem Stumpfwerden der Wischkanten. Einmassiertes Glyzerin erhält die Wischerblätter geschmeidig.** *L. R.*

Ein zugepfropfter Auspuff **nach einem Wendemanöver auf einem Landweg kann sogar alte Hasen narren. Der Motor springt einfach nicht mehr an, die übliche Prüfung gibt keinerlei Hinweise. Ein Gras- oder Sandpfropf, beim Zurücksetzen an einer Böschung in das Auspuffrohr gebohrt, kann des Rätsels Lösung sein!** *P. Y.*

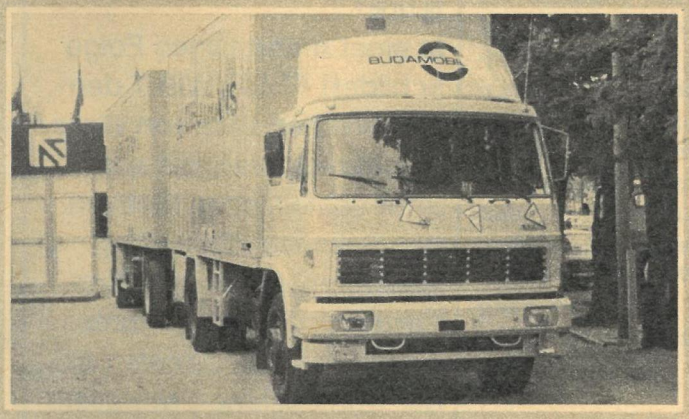
Stempel für Fußgänger?

In der UdSSR wird für dieses Jahr eine neue Straßenverkehrsordnung vorbereitet. In diesem Zusammenhang veranstaltete die Redaktion der Zeitung „Sowjetskaja Rossija“ eine Lesersprechstunde mit Generalmajor L. W. Swerkowski, Chef der Hauptverwaltung Verkehrspolizei (GAI), in der er über 200 Fragen beantwortete. Ein Teil davon dürfte auch für uns interessant sein. So konnte – nicht zuletzt dank verstärkter Kontrollmaßnahmen – die Zahl der Geschwindigkeitsdelikte in der Sowjetunion um ein Viertel gesenkt werden. „Ist aber“, gab der Chef der sowjetischen Verkehrspolizei zu bedenken, „die Menge der erwischten Übeltäter alleiniger Nachweis des Nutzens unserer Arbeit? Liegt unsere Pflicht nicht eher in der tatsächlichen Prophylaxe, in der effektiven Verminderung und Verhinderung von Unfällen? Denn einen grundlegenden Umbruch bei der Senkung der Verkehrsvorkommnisse mit schweren Folgen haben wir noch nicht erzielt. Noch ist jeder zehnte Verkehrstote bei uns ein Kind!“ Die Arbeit der GAI-Inspektoren dürfe nicht in erster Linie nach der Zahl aufgedeckter Verletzungen der StVO bewertet werden, sondern nach der Sicherheit im Straßenverkehr. So könne keine Rede davon sein, daß die GAI-Inspektoren einen Finanzplan haben, nach dem sie Strafgelder eintreiben. Große Bedeutung maß Generalmajor Swerkowski den Verkehrssicherheitsaktivs in den Betrieben zu. Sie sollten sich besonders der Qualifizierung ihrer Fahrer annehmen, dem kameradschaftlichen Erfahrungsaustausch, Ursachen von Havarien öffentlich und erzieherisch wirksam auswerten. Die GAI könne dabei mit modernen Mitteln helfen, zum Beispiel habe sie eine Videothek aller möglichen Situationen im Straßengeschehen erarbeitet. Ein Schwerpunkt sei das Unfallgeschehen auf dem Lande, wo oft Chauffeure oder Traktoristen mit geringer Qualifikation und Erfahrung am Steuer sitzen. L. W. Swerkowski: „Die Häufigkeit und die Schwere von Transportunfällen sind dort tatsächlich um etwa das Zweifache höher als in den Städten. Über 70 Prozent aller Verkehrstoten und 50 Prozent der Verletzten sind auf ländlichen Straßen zu beklagen. Jeder dritte Unfall dort ist Ergebnis von Trunkenheit am Steuer. Oft werden in landwirtschaftlichen Betrieben grobe Verletzungen gegen die Regeln des Personentransports geduldet, indem dafür nicht zugelassene Fahrzeuge eingesetzt werden. 60 Prozent aller Verkehrsunfälle kommen jedoch auf das Konto der Besitzer von Privatfahrzeugen.“ Eine Frage betraf Bußen für Kfz-Führer, die mit stark verschmutzten Fahrzeugen angetroffen wurden. Der GAI-Chef: „Gehen wir davon aus, daß das Straßenbild, zu dem durchaus auch ordentliche Kraftfahrzeuge gehören, eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse ist. Die örtlichen Sowjets haben dazu entsprechende Beschlüsse gefaßt. Das berechtigt die GAI-Inspektoren, Bußgelder zu erheben.



Demgegenüber steht, daß die Zahl der Waschanlagen nicht ausreicht und daß man sein Fahrzeug nur in unmittelbarer Nähe entsprechender Abflußgullis waschen darf. Deshalb sind die Milizionäre angehalten, im Prinzip nicht zu strafen, sondern zu verwarnen.“ Zum Problem der Ausschilderung von Straßen mit gesamtstaatlicher Bedeutung sagte der Generalmajor: „Da muß etappenweise System hineingebracht werden. Diese Arbeit soll 1988 beendet sein. Auf diesen Straßen gibt es über 10 Millionen Verkehrszeichen. Es geht zum Beispiel nicht an, daß die begrenzte Tragfähigkeit von Brücken erst unmittelbar davor angezeigt wird. Davon werden recht häufig Ferntransporte betroffen.“ Ein breites Thema war das Verhalten der Fußgänger, die nicht selten Unfälle erleiden oder hervorrufen. „Es wird derzeit überprüft, wie sie bei schwerwiegenden Übertretungen empfindlicher als bisher zur Verantwortung gezogen werden können. Wesentlich ist aber auch hier der moralische Faktor, die Erziehung durch das Arbeitskollektiv zum Beispiel, die in groben Fällen allerdings auch durch Streichung begehrter Urlaubsplätze, von Prämien und dergleichen unterstützt werden könnte. Verletzungen der Straßenverkehrsordnung – auch durch Fußgänger – haben schließlich oft schwerwiegende, unreparierbare und tragische Folgen.“

Fotos: W. Wonog, M. Medwedjew (3), J. Abramotschkin (APN), Siegfried H. Karbaum, Siegfried Steinach
Zeichnung: Jochen Arfert
Redaktion: Klaus Hurrelmann



Ursprungsland: RGW

BUDAMOBIL, ungarischer Spezialbetrieb für Nutzfahrzeugaufbauten, Anhänger und Sattelauflieger, baut diesen Mehrzweck-Koffer-Lastzug auf der Basis von LIAZ-Fahrgestellen aus der ČSSR. Anhänger samt Bereifung und alle Nutzaufbauten sind ungarisch, die Achsen kommen teils aus der UVR, teils aus der DDR, die auch die Elektrik, Zugvorrichtungen, Räder u. a. liefert. Aus der VR Polen stammen Elemente der Zweileitungs-Druckluftbremse. Der Lkw bietet 15, der Anhänger 20 Paletten Stellfläche. *SHK*

PS-Nachrichten

IKARUS-Busse ohne Abgasfahne befahren seit Dezember die Moskauer Trolleybuslinie Nr. 9 vom Hotel Ostankino zum Dsershinski-Platz. Diese „Schlenkis“ können anderthalb mal mehr Fahrgäste aufnehmen als der vordem in der sowjetischen Hauptstadt eingesetzte O-Bus-Typ.

SKODA-Ökonomie-Wettbewerbe, die das Herstellerwerk in Mlada Boleslav veranstaltet, lassen durch erstaunliche Ergebnisse aufhorchen. Ein 120 L, der bereits eine Fahrleistung von 119 000 km aufzuweisen hatte, verbrauchte bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 59 km/h nicht mehr als 2,27 l/100 km mit den Diplomingenieuren Knobloch und Doubek als Siegermannschaft am Steuer.

O Täler weit,
o Höhen!

Aus dem Spruchbeutel: mobile Abends vull, morgens null!

„Der ist bestimmt kein deutscher Mann“: Das Tischgebet des Karl Möller

Karl Bender hatte den Beruf eines Maschinenschlossers erlernt, war am 3. Dezember 1940 zur Wehrmacht einberufen und nach seiner Ausbildung in Frankreich im März 1941 an die deutsch-sowjetische Grenze verlegt worden. Sein Truppenteil, die 3. Kraftfahrzeug-Ersatz-Abteilung 15, gehörte zu jenen Wehrmachtsverbänden, die am 22. Juni 1941 heimtückisch die Sowjetunion überfielen. Er besaß den Wehrmacht-Führerschein der Klasse I bis III. Sein Kompanie-Chef beurteilte ihn wie folgt: „Geistig durchschnittlich, kräftige Erscheinung. Charaktereigenschaften: willensstark, tatkräftig, von schnellem Entschluß, im gewissen Sinne verschlagen, ist trotz seiner Jugend schon sehr erfahren, zeitweilig auch störrisch und hinterhältig, nicht ganz aufrichtig, kameradschaftlich. Dienstliche Kenntnisse und Leistungen: sehr guter Motorenschlosser und Wagenpfleger sowie sehr guter und zuverlässiger Kraftfahrer, stets einsatzfähig. Führung: gut.“

„... was Goebbels frißt und Göring wiegt ...“

Im September 1942 wurde Bender nach Deutschland versetzt und nahm bis Ende Dezember 1942 an einem Lehrgang teil, in dem er auf seinen Dienst in der Feldgendarmerie vorbereitet wurde. Hier lernte er seinen späteren Freund Karl Möller (unser Foto) kennen.

Karl Möller war von Beruf Motorenschlosser. Am 7. Mai 1940 erfolgte seine Einberufung. Auch sein Truppenteil gehörte zu den Wehrmachtsverbänden, die am 22. Juni 1941 die Sowjetunion überfielen. Nach der Teilnahme an zahlreichen Kämpfen im Osten wurde er wie Karl Bender zur Feldgendarmerie versetzt. Am 24. Dezember 1942 wurden die Lehrgangsteilnehmer, unter ihnen Bender und Möller, nach Nordnorwegen transportiert. Bender und Möller waren inzwischen unzertrennliche Freunde geworden, die ihre Freizeit gemeinsam verbrachten und alles untereinander besprachen. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihnen währte über zwei Jahre.

Indessen hatte sich auch in Norwegen die Lage der deutschen Truppen wesentlich verändert. Am 19. September 1944 schloß Finnland mit der UdSSR ein Waffenstillstandsabkommen, und im Oktober überschritten sowjetische Truppen die finnisch-norwegische Grenze. Auch norwegische Truppenteile, die sich in England und Schweden befunden hatten, griffen in die Kämpfe zur Befreiung ihrer Heimat ein.

Angesichts dieser Situation beschlossen Bender und Möller, die Wehrmacht zu verlassen, nach Schweden zu desertieren und sich so den weiteren Kämpfen zu entziehen. Zu diesem Entschluß hat wesentlich die antifaschistische Einstellung des Unteroffiziers Möller beigetragen, bei dem man später in seinem Gepäck folgendes Gedicht fand:

„Tischgebet

Komm, Adolf Hitler, sei unser Gast und gib uns die Hälfte von dem, was du uns versprochen hast. Nicht Stammgericht und alle Jahre einen Krieg, sondern was Goebbels frißt und Göring wiegt, nahmst uns Butter und Schnaps und dann mit lächelnder Miene auch noch das bißchen Margarine. Feste feiern, hohe Steuern, alles verteuern, das nennst du Deutschland erneuern. Volk ohne Butter, Vieh ohne Futter, Führer ohne Frau und auf zehn Schlächter eine Sau. Das ist dein Wiederaufbau. Komm Hindenburg, du alter Streiter und hilf dem kleinen Gefreiten weiter. Wer diktatorisch regiert, Napoleon markiert, den Papst englisch geschoren, dazu in Österreich geboren, wer italienisch grüßt, den Frauen das Kinderkriegen versüßt, aber selbst keine machen kann, der ist bestimmt kein deutscher Mann.“

Die politische Einstellung des Unteroffiziers Karl Möller belegte das Kriegsgericht der 199. Infanterie-Division auch mit Briefen seiner Eltern, die später in seinem Gepäck gefunden wurden. Diese Briefe enthielten zahlreiche antifaschistische und Antikriegsäußerungen. Leider befindet sich diese Post nicht in der Kriegsgerichtsakte, denn sie wurde an die Dienststelle der Geheimen Staatspolizei in Gera geschickt, damit dort gegen die Eltern vorgegangen werde.

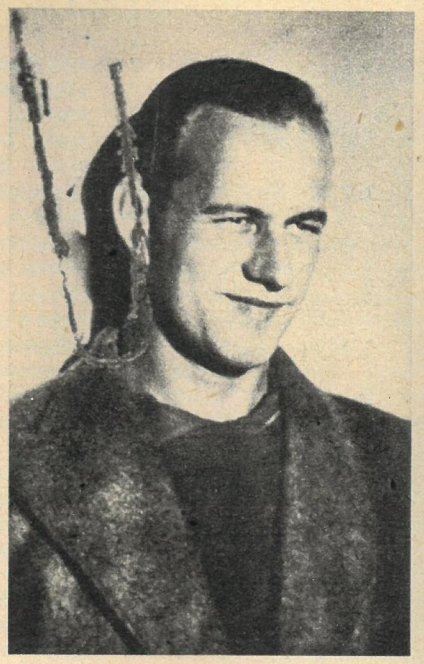
Die Unteroffiziere Bender und Möller haben ihre Flucht lange vorbereitet. In mehreren Briefen wandte sich Bender an seine Braut, Milli Schmidt in Hungen/Oberhessen, und bat sie, ihm doch seinen Zivilführerschein zu schicken. Diese befürchtete aber, daß er mit der Feldpost verlorengehen könne. Schließlich gab sie diesen Führerschein auf dem Wehrbezirkskommando in Gießen ab, damit er ihrem Freund auf dem Dienstweg zugestellt werde. Offensichtlich glaubte Bender mit diesem Führerschein in Schweden als Kraftfahrer Arbeit zu finden. Das Dokument traf bei der Feldgendarmerie-Kompanie erst ein, als Bender und Möller tot waren.

Die lang vorbereitete Flucht geht auch daraus hervor, daß sich später im Soldbuch des Bender eine norwegische Legitimationskarte befand, in der sein Name in Karl Berendsen abgeändert worden war. Wahrscheinlich wollte er sich in Schweden als Norweger ausgeben. Auf welchem Wege sich Bender diese Legitimationskarte beschaffen konnte, war nicht feststellbar.

Schnelle Entscheidung

Bender erfuhr am 11. Dezember 1944, daß er und ein Teil anderer Angehöriger der Feldgendarmerie-Kompanie in den nächsten Tagen zur Fronttruppe versetzt werden sollten. Das veranlaßte beide zur überstürzten Durchführung ihres Vorhabens.

Am 11. Dezember war Bender spätabends, kurz vor Mitternacht, von einer Dienstfahrt zurückgekehrt. Möller hatte auf ihn gewartet. Sie aßen gemeinsam zu Abend und unterhielten sich. Als die Angehörigen der Kompanie schliefen, holten sie einen Teil ihres Gepäcks. Sie waren mit wattierten Hosen, Kradpullover, Feldbluse, Übermantel, Stiefel, Kradhandschuhen und Pelzmütze bekleidet. Außerdem nahm jeder eine Wolldecke, Waschzeug, Rasierzeug und Verpflegung für zwei Tage mit. Jeder von ihnen



Ende Dezember 1944 ging von der Feldgendarmerie in Nordnorwegen eine dringende Fahndungsmeldung an die Dienststellen der Wehrmacht. Gesucht wurden zwei Unteroffiziere, die sich in Begleitung von zwei Norwegerinnen mit einem Beiwagenkrad in Richtung Grenze zum neutralen Schweden bewegten. Wer waren die flüchtigen Deserteure?

In einer mehrteiligen Folge schildert FREIE WELT den gefährlichen Weg von Wehrmachtssoldaten, die aus unterschiedlichen Motiven den faschistischen Krieg ablehnten. Ihn beschritten Vertreter des Bürgertums, der Intelligenz, Christen beider Konfessionen, vor allem aber Arbeiter. Beispiele ihres Widerstands, der bisher noch wenig untersucht ist, fand Oberst Dr. Willy Wolff vom Militärgeschichtlichen Institut der DDR bei seinen neuesten Forschungen nach Kriegsgerichtsakten der Wehrmacht.

Feldgend.Komp.(mot) 757
(Dienststelle)

O.U., den 12.Dez.1944
(Ort und Tag)

Beurteilung*)

des Uffz. Karl M ö l l e r ,

a) Geistige und körperliche Veranlagung: unter Durchschnitt, körperlich schwächl.

b) Charaktereigenschaften: willensschwach, ehrlich, kameradschaftlich, von Natur aus unsoldatisch.

c) In welcher Stelle Dienst getan: Instandsetzungsdienst, Kfz.-Wart I
(z.B.: Schütze — Melder — Richtschütze — Gruppenführer — Beschlagschmied — Kraftfahrer [hierbei Art des Fahrzeuges angeben])

d) Besondere Ausbildung: Motorenschlosser, Wehrm.Führerschein Kl. II
(z.B.: Messmann — Richtkreis- Uffz. — Krankenträger — Beschlagschmied-lehrgang — Wehrmacht-Führerschein [Klasse] — Sportabzeichen — Freischwimmer)

e) Dienstliche Kenntnisse und Leistungen: Im allgemeinen zuverlässig und fleißig, in letzter Zeit jedoch machte er einen müden und unzufriedenen Eindruck, guter Motorenschlosser und zuverlässiger Lkw.-Fahrer

f) Führung: sehr gut

g) Strafen: keine

h) Eignung: 1. zur Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad:

2. zur Ernennung:
(z.B.: Uffz.-Anw. d. B. — Res.-Off.-Anw.)

3. für welche Verwendung:
(z.B.: Zugführer — Futtermeister — Bekleidungs-Feldwebel — Beschlagschmied-Unteroffizier)

Hauptmann u. Komp.-Führer
(Unterschrift des disz. Vorgesetzten)

*) Zur Vervollständigung und zum Abschliessen der Beurteilung kann auch die Rückseite benutzt werden.

führte eine Pistole bei sich mit je sechzehn Schuß Munition.

Gegen ein Uhr verließen sie die Kompanie-Unterkunft mit dem Beiwagenkrad, Kennzeichen WH 1 161 391, das Bender stets bei seinen Dienstfahrten benutzte. Sie fuhren nach Bakkehaug bei Rundhaug, wo früher ihre Kompanie untergebracht war. Dort suchten sie die Geschwister Gudrun und Margrit Granning auf. Margrit hatte bei der Feldgendarmerie-Kompanie in der Küche und Gudrun in der Handwerkerstube gearbeitet. Margrit war 25 Jahre alt, ledig und hatte ein Kind. Gudrun zählte 22 Lenze und war gleichfalls ledig.

Am 12. Dezember gegen 5.30 Uhr kamen Bender und Möller in Bakkehaug an. Vor dem Hause, in dem die beiden Geschwister bei ihren Großeltern wohnten, ist Benders Beiwagenkrad von einer Streife der Feldgendarmerie in Rundhaug in der Zeit von 5.45 Uhr bis 6.05 Uhr gesichtet worden.

Nach späteren Aussagen der beiden Geschwister sollen Möller und Bender ihnen erklärt haben, daß sie in Kirkesdal (einem Tal, durch das man nach Schweden gelangen kann) bei Norwegern Lebensmittel (Sahne, Butter, Fleisch) für ihre Kompanie gegen Rauchwaren eintauschen wollten. Margrit und Gudrun sollten ihnen dabei als Dolmetscher helfen.

Gegen sieben Uhr verließen sie Bakkehaug und fuhren nach Kirkesdal. Dort verhandelten sie mit einigen Norwegern, ohne jedoch Lebensmittel zu erhalten. Die Gespräche führte Bender stets allein, und es ist anzunehmen, daß er sich dabei vor allem nach möglichen Wegen erkundigte, wie man nach Schweden gelangen könne. Offensichtlich war das in Kirkesdal der starken Bewachung wegen nicht möglich. Am späten Nachmittag erklärten Möller und Bender den beiden Mädchen, daß sie noch ins Dividal (ein anderes Tal, durch das man nach Schweden gelangen konnte) müßten. Sie hätten dort noch einen Streifenauftrag durchzuführen. Sie fuhren gemeinsam mit den Mädchen bis in die Nähe von Högskardhus, versteckten dort das Krad in einem Waldstück und gingen zu Fuß nach Frikedsli, das sie am 13. Dezember gegen ein Uhr erreichten. Alle vier waren durchgefroren und völlig erschöpft.

Aus den Kriegsgerichtsakten von Karl Möller (oben). Die Bilanz eines Divisionsgerichts kurz vor Kriegsende (rechts).

Bender klopfte an die Tür eines Hauses, aber es wurde ihnen nicht geöffnet. Daraufhin gingen sie in den Stall und legten sich dort schlafen. Etwa gegen 13.30 Uhr, als der Norweger begann, seine Pferde zu füttern, erwachten sie. Sie gingen in die Küche, um sich dort Essen zuzubereiten. Keiner von ihnen wußte, daß in diesem Hause ein Grenzsicherungskommando in Quartier lag und auch das Nachbarhaus mit Wehrmachtssoldaten belegt war.

Schüsse im Bauernhaus

Gegen 13.45 Uhr kehrte das Grenzsicherungskommando, das von Hauptmann Mast geleitet wurde und eine Streife an der Grenze durchgeführt hatte, in sein Quartier zurück. Vom Besitzer des Hauses erfuhr der Offizier, daß sich die Unteroffiziere und Mädchen in der Küche befänden. Hauptmann Mast, der am Vortage telefonisch von der Flucht zweier Feldgendarmen erfahren hatte, schöpfte sofort Verdacht. Er befahl einem Oberleutnant und einem Feldwebel seines Kommandos, die Hauseingänge zu sichern. Er selbst, Leutnant Füssl und Oberfeldwebel Bayer, die sich noch bei ihm befanden, entsicherten ihre Pistolen, steckten sie in die Hosentasche und betraten die Küche. Dort war auch die Hausfrau mit ihren beiden Kindern.

Hauptmann Mast fragte Möller und Bender, wo sie herkämen, und ließ sich ihre Ausweise zeigen. Dann begab er sich ins Nebenzimmer ans Telefon, um die Personalien der Feldgendarmerie durchzugeben.

Als im Nebenraum die Worte „also verhaften" fielen, zog Möller seine Pistole und schoß sich in den Kopf. Er fiel vom Stuhl. Die Verletzung war jedoch nicht sofort tödlich. Im gleichen Moment rief Leutnant Füssl, der seine Pistole schußbereit in der Hand hielt, „Hände hoch!" Darauf streckte Bender den Leutnant mit einem Schuß nieder. Die beiden Geschwister sowie die Hausfrau und ihre Kinder flüchteten aus der Küche. Das nun einsetzende Feuergefecht, an dem sich auch der schwerverletzte Möller beteiligte, währte ungefähr sieben Minuten. Der am Hauseingang stehende Oberleutnant hatte inzwischen die im Nachbarhaus einquartierte Feldwache mobilisiert und das Haus umstellen lassen.

Fast gleichzeitig hatten alle in der Küche ihre Magazine verschossen. Als sie damit beschäftigt waren, ihre Magazine zu wechseln, stürzte Oberfeldwebel Bayer aus der Küche, entriß einem vor dem Haus stehenden Soldaten die Maschinenpistole und kehrte damit blitzartig zurück. Mit einer Salve aus dieser Waffe tötete er erst Bender und dann auch Möller.

Aus der Kriegsgerichtsakte geht nicht hervor, warum Bender und Möller die beiden Mädchen mitnahmen und nicht sofort nach ihrer Flucht versucht haben, die schwedische Grenze zu überschreiten. Sie, die dem faschistischen Regime nicht länger dienen wollten, mußten ihre Entscheidung mit dem Leben bezahlen.

– Ende –

Foto: privat

Abschrift

Gericht der Division Nr. 405
A.L. 196/45 (F)

O.U., den 3. März 1945

Dem
Zentralgericht des Heeres
- Abt. Fahndung -

G e r a /Thür.

Der Gerichtsoffizier der Feldstrafgefangenen-Abteilung 14 (Fp.Nr. 02177) legte heute dem obenbezeichneten Gericht die angeschlossenen Vorgänge über Fahnenflucht folgender Angehöriger der Feldstrafgefangenen-Abteilung 14 vor.

Lfd. Nr.	Dienstgrad	Name	Feldstraf-gef.Abt.14	St.L.Nr.d.Gerichts Dienststelle Fp.Nr. 40052
1	Matr.	Heinz Voss	5.Komp.	60/45
2	Füs.	Georg Wagner	5."	61/45
3	Gren.	Herbert Preuss	1."	62/45
4	Flieger	RudolfMeier	5."	63/45
5	Gren.	Wolfgang Alschner	5."	64/45
6	Lw.Kan.	Leonhard Kowalkowski	5."	65/45
7	Gren.	Walter Probst	1."	66/45
8	Pz.Gren.	Georg Stubenvoll	1."	67/45
9	Gren.	Robert Külling	5."	68/45
10	Gren.	Gerhard Köhler	5."	69/45
11	Soldat	Fritz Schacht	5."	70/45
12	Kan.	Horst Starke	3."	71/45
13	Pion.	Theodor Müller	3."	72/45
14	San.Sold.	Max Puchel	3."	73/45
15	Jäger	Karl Sekora	5."	74/45
16	Matr.	Franz Rusicka	1."	75/45
17	Kraftf.	Franz Weidauer	5."	76/45
18	Pion.	Wolfgang Heyfelder	3."	77/45
19	Lw.Kan.	Walter Thümmler	3."	78/45
20	Schtz.	Heinrich Wichterich	3."	79/45
21	Soldat	Heinrich Schäffer	3."	80/45
22	Kan.	Willi Lukat	1."	81/45
23	Kan.	Herbert Berg	5.K	83/45
24	Füs.	Erich Baruck	3."	84/45
25	Flieger	Franz Rude	1."	85/45
26	Gren.	Johann Thill	1."	86/45
27	Kraftf.	Willibald Letonja	1."	87/45

Eine Beitragsfolge von Jürgen Jessel 10

AUF EIGENEN F

Dezember 1918. Fünf Männer reisen von Moskau nach Berlin. Aber in Dünaburg ist Endstation. Dort kommandiert noch immer der General von Falkenhayn. Die Reisenden heißen Joffe, Rakowski, Bucharin, Ignatow und Radek. Sie weisen sich mit korrekten Papieren aus. Außerdem sind sie eingeladen, in Berlin als Gäste am Kongreß der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte teilzunehmen. Aber die deutsche Revolution ist bislang nur eine halbe Revolution: der Kaiser ging, die Generale blieben.

Man verhandelt zwei Tage. Aus der Reichskanzlei in Berlin, wo die Herren Ebert und Scheidemann von der SPD das Wort führen, kommt die erwartete Bestätigung: nicht durchlassen. In der Nacht poltern Stiefel in den abgestellten Waggon. Vorweg ein Offizier, mit einem Monokel bewaffnet, die Feldgendarmen hinter ihm mit Karabinern. Die fünf Reisenden müssen umsteigen, die Fahrt geht zurück nach Minsk.

Karl Radek fragt per Fernschreiber in Moskau an, ob er versuchen soll, illegal nach Deutschland zu kommen. Radek hat vor dem Krieg in Deutschland gelebt, jetzt ist er Leiter der mitteleuropäischen Abteilung im Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten. Lenin und Swerdlow besprechen den Fall. Ihre Antwort: einverstanden. Radek beschafft sich Papiere eines heimkehrenden Kriegsgefangenen und schlägt sich mit Eisenbahn und Schlitten nach Berlin durch. Auf dem Bahnhof kauft er sich die „Rote Fahne“, sucht das Impressum, da steht die Adresse, er fährt in die Redaktion, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht stekken mitten in der Arbeit für die nächste Ausgabe, sie kennen sich aus besseren Zeiten der deutschen Sozialdemokratie, Liebknecht umarmt Radek. Im Spartakus-Büro in der Friedrichstraße findet Radek seinen alten Lehrer Leo Jogiches. Zum Abendbrot treffen sie sich alle in einer Arbeiterkneipe. Es gibt Grütze mit Zimt und Zucker. Das Gespräch kreist um ein Thema: Soll die revolutionäre Linke, die sich 1916 im Spartakusbund zusammengefunden hat, eine eigene Partei gründen? Radek hat inzwischen die neueste Nummer der „Roten Fahne“ überflogen. Ist der Ton der Zeitung, fragt er, nicht schärfer, als es der politischen Kraft des Spartakusbundes entspricht? „Wenn ein gesundes Kind geboren wird“, antwortet Rosa Luxemburg, „dann schreit es und piepst nicht.“

Als sich 1917 die „unabhängige“ Sozialdemokratie (USPD) von der alten SPD abspaltete, gingen die Linken mit, bewahrten sich aber innerhalb der USPD ihre politische und organisatorische Selbständigkeit. Trotzdem fanden sie sich jetzt, Ende 1918, in einer unerträglichen Situation. Wer die Revolution über den Sturz der Monarchie fortführen wollte zur Räterepublik, brauchte eine revolutionäre Partei. Steckte die SPD Eberts und Scheidemanns bis zum Hals im konterrevolutionären Sumpf, so die USPD Kautskys und Haases wenigstens bis über die Gürtellinie. Gelang es nicht, die USPD nach links zu ziehen, worauf Rosa Luxemburg und Leo Jogiches immer noch hofften, blieb nur die Trennung. Spartakus verlangte die Einberufung eines Parteitages,

Unter den Linden Weihnachten 1918 – wenige Tage vor der Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands.

ÜSSEN

Das Palais des Prinzen Wilhelm, das spätere Kaiser-Wilhelm-Palais, in den Tagen der Revolution.

die USPD-Führung lehnte ab, Spartakus stellte sich auf die eigenen Füße und ging seinen Weg.

Am 29. Dezember 1918 tritt im preußischen Abgeordnetenhaus die Reichskonferenz des Spartakusbundes zusammen. 80 von 83 Delegierten aus 46 Orten stimmen für die Gründung einer eigenen Partei, die sich, auf Vorschlag Fritz Heckerts, den Namen Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund) gibt. „Die Grundlage für uns", schrieb Hermann Duncker in der Erinnerung, „war das Kommunistische Manifest, und unsere Vorbilder waren die Bolschewiki."

Am nächsten Tag rechnet Karl Liebknecht mit der USPD ab. „Wir haben der USP angehört", sagt er, „um sie voranzutreiben..." Jetzt aber sei die „unabhängige" Partei zum „Feigenblatt der Gegenrevolution" geworden: „Die Trennung von ihr ist geboten durch die Treue zur Revolution."
Nach Liebknecht erhebt sich der Mann, den Lenin nach Berlin schickte. „Ihr werdet als Nachahmer der russischen Revolution dargestellt", sagt Radek, „ihr werdet als Agenten Sowjetrußlands dargestellt. Was die Nachahmung anbetrifft, so hat die russische Revolution unendlich viel gelernt von dem deutschen arbeitenden Volk. Das, was wir jetzt in Rußland verwirklichen, das ist nichts anderes als die große unverfälschte Lehre des deutschen Kommunismus, den Marx vor der Arbeiterklasse der ganzen Welt vertrat... Wenn ihr beschimpft werdet als Agenten des bolschewistischen Rußland, so sind wir gemeinsam Agenten einer großen Sache..."
Als die Herren Sozialdemokraten in der Reichskanzlei von Radeks Rede hören, schicken sie einen protestierenden Funkspruch nach Moskau. Und die deutschen Unterhändler bei den Waffenstillstandsverhandlungen in Spa werden erst in letzter Minute gehindert, bei den Westmächten vorzufühlen, ob eine Auslieferung Radeks an London oder Paris genehm sei, als einer, der sich offenbar einen Rest von Verstand und Würde bewahrt hat, daran erinnert, daß man keinen hängen kann, man hätte ihn denn. Am 16. Januar ergeht Haftbefehl gegen Radek, am 12. Februar wird er verhaftet, in das Gefängnis Moabit eingeliefert und dort bis zum Dezember festgehalten. Erst im Januar 1920 kehrt er nach Moskau zurück.

Während Radeks Rede vor dem Parteitag beugt sich Rosa Luxemburg zu ihrem Nachbarn Hugo Eberlein und spricht leise mit ihm. „Ich saß neben Rosa Luxemburg", hat sich Eberlein später erinnert, „und sie sprach mit warmen Worten von Lenin, von ihrer alten Freundschaft mit ihm und äußerte den Wunsch, in der Diskussion selbst über Lenin und die russische Revolution zu sprechen. Ich ließ sie in die Rednerliste eintragen; durch die Umstellung der Tagesordnung fiel aber diese Rede aus. Schade...; die, die später versuchten, einen Gegensatz zwischen ihr und Lenin in der russischen Revolution zu konstruieren, ihnen wären sicher alle Argumente aus der Hand geschlagen."

Karl Radek, Abgesandter der russischen Revolution, spricht auf dem Gründungskongreß der neuen Bruderpartei in Berlin.

Am letzten Tag des Jahres 1918 hält Rosa Luxemburg auf dem Parteitag ihre Rede über das Parteiprogramm und die politische Situation. Sie schließt mit den Worten: „Je größer die Aufgabe, um so mehr werden wir alle Kräfte zusammenfassen; und wir vergessen nicht: Die Revolution versteht ihre Werke mit ungeheurer Geschwindigkeit zu vollziehen. Ich übernehme es nicht zu prophezeien, wieviel Zeit dieser Prozeß braucht. Wer rechnet von uns, wen kümmert das, wenn nur unser Leben dazu ausreicht, es dahin zu bringen! Es kommt nur darauf an, daß wir klar und genau wissen, was zu tun ist..."
Rosa Luxemburgs Leben hat nicht ausgereicht. Ihr und Karl Liebknecht blieben nur noch zwei Wochen.

Fotos: Archiv

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über siebenunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Ruth Werner

Im Mai hat sie Geburtstag. Mitunter mag ihr der Gedanke kommen, den vielleicht gern ganz familiär zu feiern, doch schon Urgroßmutter und Großmutter von sechs Enkeln..., für die sie so wunderbare Kinderbücher schreibt, die verlegt und sofort vergriffen sind. Ursula Beurton – Ruth Werner wählte sie zum Schriftstellerpseudonym – und ihr Mann Len wohnen in einem Reihenhaus in Berlins zweitgrößtem Industriebezirk, Treptow, nahe dem Plänterwald. Das ist bemerkenswert, weil seine alten, schattenspendenden, lärmschluckenden Bäume da noch stehen dank einer Eingabe der Genossin Beurton. Die hatte damals nichts gegen den geplanten Kulturpark mit Karussells und Beschallung, wohl aber alles gegen die Unvernunft, dazu ein wichtiges Erholungsgebiet zu zerstören. Engagement für ein Stückchen unseres schöneren Alltags! „Kulturpark 1 km verlegt auf Platz ohne Baumbestand und von den Häusern weiter entfernt", lautete dann der endgültige Beschluß.

Sie empfängt uns herzlich, hat ein paar maschinegeschriebener Bogen bereitgelegt aus einem noch unveröffentlichten Manuskript. „Wenn sie euch gefällt, könnt ihr die Geschichte schon drucken", und lächelnd fügt sie hinzu, „sonst ist über mich doch alles gesagt!" Neues? Sie versucht ein Buch für Kinder über Kinder in Südafrika gegen die Unmenschlichkeit der Apartheid, ein Thema, das schon lange in ihr brennt. „Der Körper ist leichter abzuhärten als das Herz" – manche ihrer Gedanken haben sich von den Büchern getrennt wie „geflügelte Worte"...

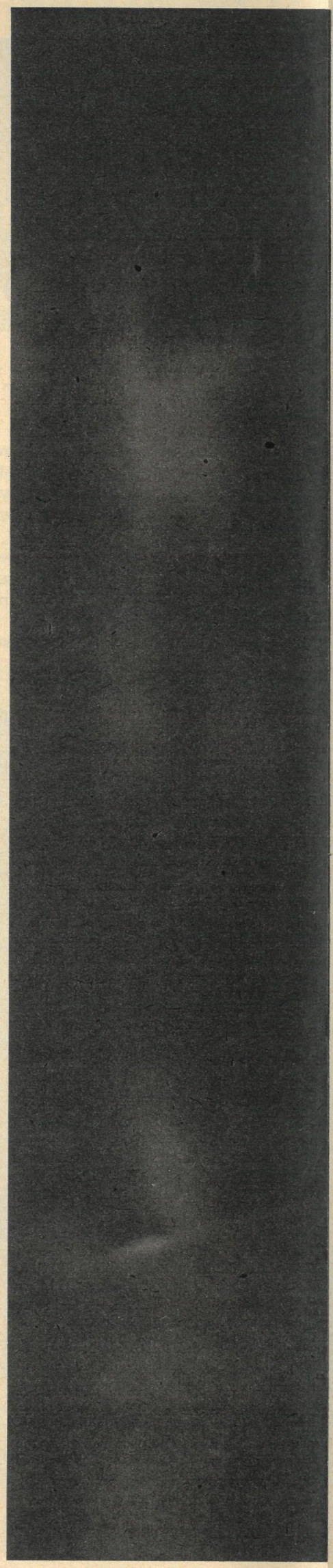
Das Arbeitszimmer ist wohnlich und schlicht, nur wenige Erinnerungsstücke. Eine Fotografie von Richard Sorge. Seesterne und Fächerkorallen aus Kuba. Die da sind geschenkt, aber sie ist auch in der Karibik getaucht, und da war sie über sechzig! Gelesen wird hier auf der Couch, geschrieben am Eßtisch, den sie beim ersten warmen Sonnenstrahl in den kleinen Hausgarten stellt. Ruth Werner liebt die Natur, ohne Sentimentalität, für sie gilt, was sie einst Strittmatters „Schulzendorfer Kramkalender" anmerkte: „Liebe zur heimatlichen Landschaft umschließt die Liebe zu seiner Weltanschauung, den Reichtum, die Sauberkeit und Ethik der Gedanken eines Sozialisten, auch dort, wo er seitenlang – mit großer Intensität und wunderbar poetisch – nur von Wald, Tier und Himmel spricht." Und kommt doch noch auf das malerische, mecklenburgische Dörfchen Carwitz zu reden, übrigens den letzten Wohn- und Arbeitsort des Erzählers Hans Fallada, dessen Haus heute Erholungsheim, Gedenkstätte und öffentliche Bibliothek, woran sie nicht ganz schuldlos ist. Erzählt davon in den „Carwitzer Notizen" und schreibt, „wir waren fast jeden Nachmittag in Falladas Garten. An die hundert Seiten ‚Sonjas Rapport' gehören zu seiner Wiese, mit Blick auf den Carwitzer See". An dessen Ufer haben Len und sie nun ihr erstes, wirklich eigenes, bescheidenes Häuschen eingerichtet und, wie sie sagt, Wurzeln geschlagen. Hier heißt es zwar erst Wäsche waschen – dann Bücher schreiben, und wenn die Kinder kommen, ausführlich und gut kochen, aber eine Enklave ist Carwitz nicht. Wenn sie nun auch keine weiten Reisen mehr machen kann, froh ist sie, daß das Land der Oktoberrevolution im 70. Jubiläumsjahr mit Genossen Gorbatschow auf gutem, glücklichem Wege weitergeht, die Welt geht sie an. „Es ist großartig, auch im Alter einen Beruf zu haben, der soviel fordert. Vielleicht trägt die Freude daran mit dazu bei, daß ich nicht von der Vergangenheit zehre, sondern intensiv mit dem Heute beschäftigt bin. Doch ganz kann man sich nicht von dieser Vergangenheit lösen."

Als 1956 ihr erster Roman „Ein ungewöhnliches Mädchen" erschien, ahnte niemand von dem ungewöhnlichen Leben dieser zierlichen Frau in der eisernen Disziplin eines Soldaten der Roten Armee als Kundschafter in China, der Mandschurei, Polen, der Schweiz und in England. „Auswählen, komprimieren und die Wahrheit sagen, das war für mich der Weg. Mit gutem Gewissen – Ruth Werner", mit diesen Worten übergab sie 1977 der Öffentlichkeit ihren erregenden Bericht über zwanzig Jahre illegaler revolutionärer Arbeit. „Sonjas Rapport". Millionen Menschen wird sie bekannt, vertraut, liebenswert. Manchmal sind es Kleinigkeiten am Rande großer Ereignisse... Als sie 1937 im Kreml von Kalinin mit dem Rotbannerorden Nr. 944 ausgezeichnet wurde, habe sie ein graues Kostüm getragen, 1969, bei der Verleihung des zweiten Rotbannerordens, sei es ein schwarzes Kostüm gewesen... es gehört zu ihrer Art, auch so etwas zu erwähnen. In einer Diskussion mit Schriftstellerkollegen sprach sie einmal davon, daß Leser in Veranstaltungen und in Briefen ihr sagen, sie mögen das Buch, weil es ein ganz politisches, gesellschaftliches Buch ist und weil die menschliche persönliche Seite nicht unterschlagen wurde. „Für mich war das selbstverständlich. Ich konnte meine Arbeit als Kommunist überhaupt nicht von den Menschen, von meinen menschlichen Problemen trennen."

Wie Persönliches auch immer Gesellschaftliches für sie ist, beweist Ruth Werner als streitbar optimistische Publizistin in „Gedanken auf dem Fahrrad", Beiträge gesammelt aus zwei Jahrzehnten, Berichte über Menschen und Probleme, die sie einst bewegt haben oder uns heute noch bewegen. Mit vitalem Vergnügen arbeitet sie auch heute täglich, nur die Zeiteinteilung ist genauer geworden. Das mit dem Foto dürfe drum nicht zu lange dauern, sagte sie am Telefon. Ihre Stimme klingt jung.

Auskünfte über Ruth Werner. So hieß ein Buch zu Ehren ihres fünfundsiebzigsten Geburtstages. Am 15. Mai feiert sie den achtzigsten und – „warum denkt ihr, im Alter braucht es keine Zärtlichkeit? Der Wunsch danach stirbt erst, wenn der Mensch stirbt. Glaubst du, dem weißen Haar tut das Gestreicheltwerden nicht gut? Will eine Hand mit blauen Adern und braunen Flecken sich nicht auch mal in einer anderen Hand ausruhen? Warum ist das komisch?"

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)



☆ Ausstellung

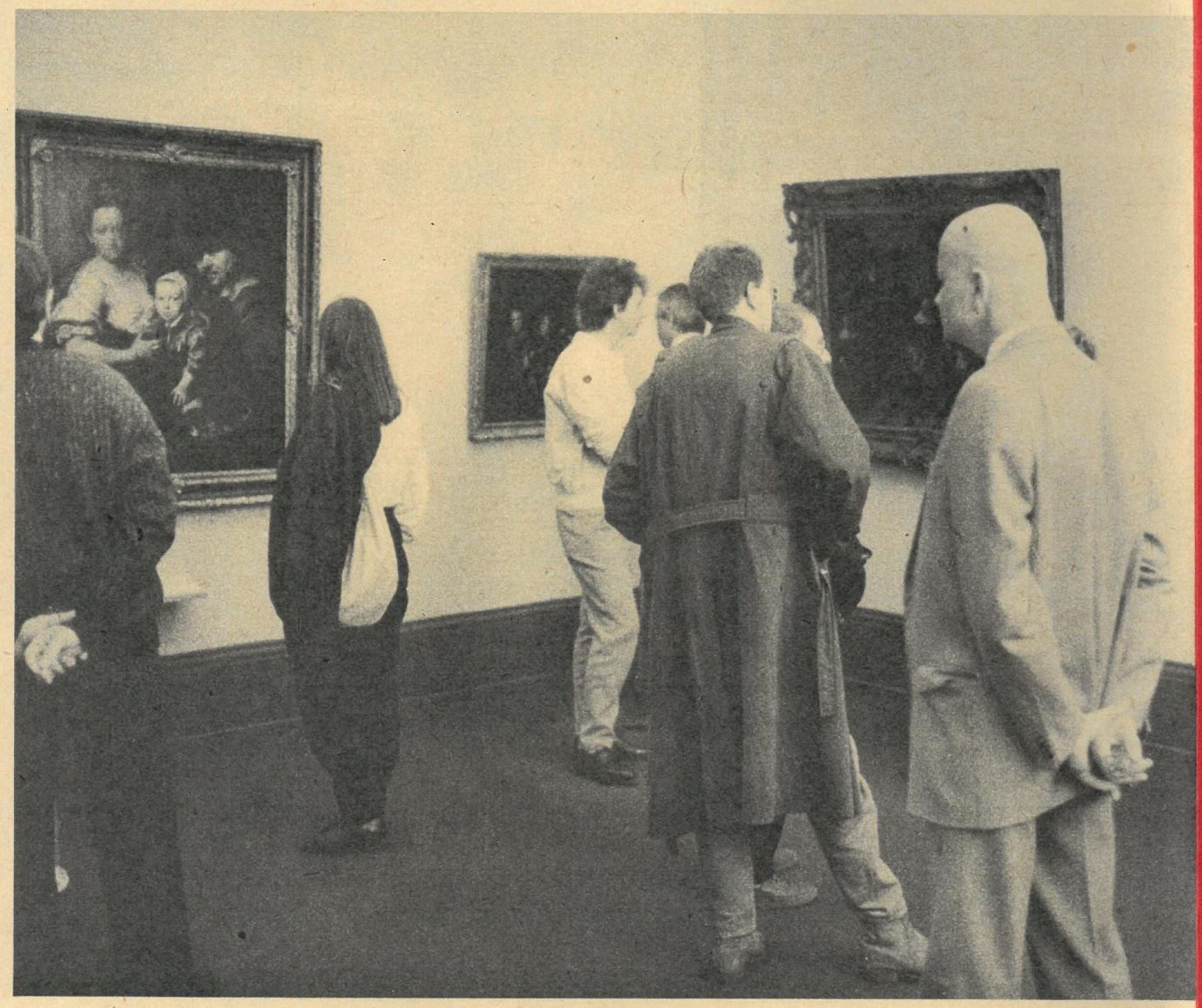
Kleine Ausstellungen haben so etwas Erquickendes. Schon beim Billettabreißen ahnt man: Der Blick wird nicht stumpf spätestens im siebenten Saal, Besinnlichkeit wird sein für einzelnes, wenn ich wieder draußen im Aprilregen stehe, tun nicht Füße noch Rücken weh, und ich werde mich erinnern können an das, was ich gesehen habe. Fein, daß ich den Katalog nicht als Gedankenstütze brauche, sondern daß er mir Dinge verrät, die die Bilder verschweigen. Einer der ganz druckfrischen von der Berliner Museumsinsel wirbt schon auf dem Umschlag mit der Kleinheit seiner Ausstellung: „Menschenbild in Werken Alter Meister vom 16. bis 18. Jahrhundert. 29 Werke der Malerei aus dem Museum der Schönen Künste Budapest".

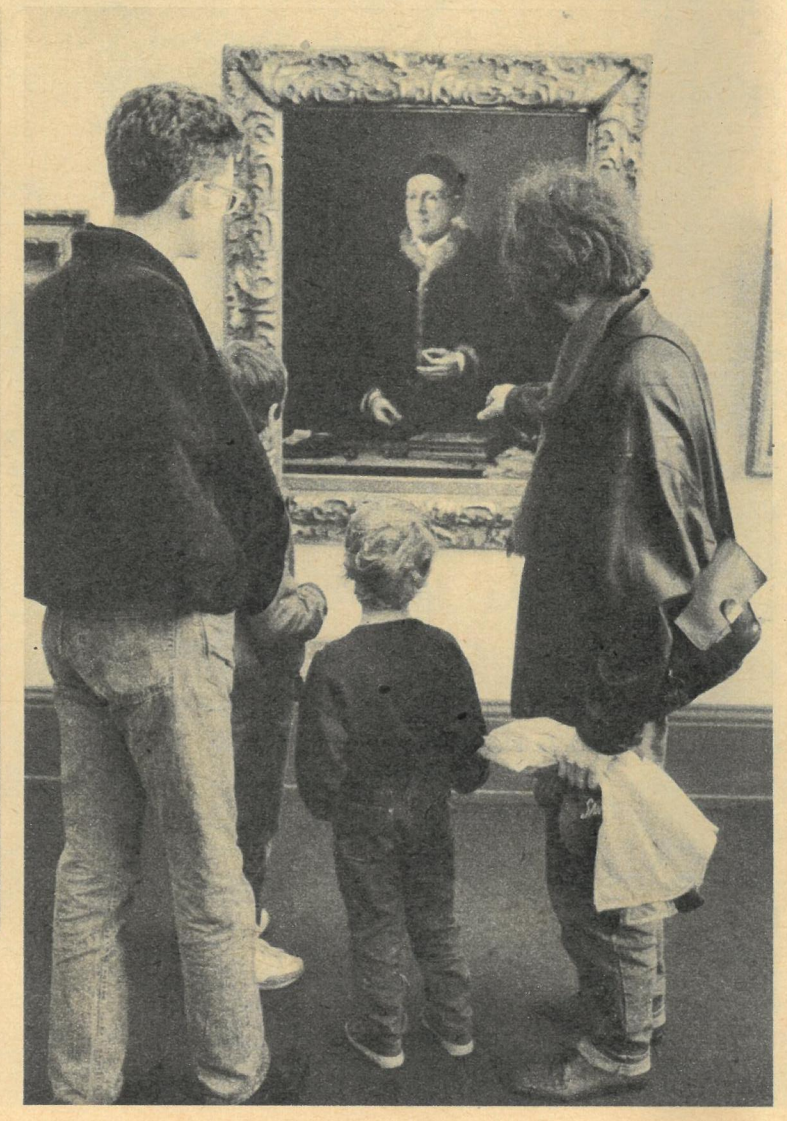
Wenn die Ungarn mit den Bildern ihrer beneidenswert reichen Sammlung so geizen, dann wird es wohl eine besonders kostbare Schau sein, die sie uns bieten? So ist es. Jedes der neunundzwanzig Bildnisse ein Meisterwerk, jeder Künstler ein Meister der niederländischen, flämischen, italienischen, spanischen, englischen, Wiener Malerei. Dabei sagen Namen noch nicht alles. Vor den respektheischenden Tizian, Tintoretto, El Greco, Rubens bilden sich keine Aufläufe, die Sympathien des im bestechend schön rekonstruierten Bodemuseum zahlreich erscheinenden Publikums verteilen sich gleichmäßig auch auf die der „zweiten Reihe", Neufchatel, Drost, Cariani, Greuze, Hoppner, Ghislandi.

Wer wache Augen für Bilder hat, wird hier einem Blickwechsel gewiß nicht entgehen. Kurzes Augenspiel, und schon kann man sich dem stillen Zwiegespräch nicht mehr entziehen. Dieser hält ehrfürchtig Distanz, jener möchte einem bezaubernd schönen Bildnis ganz nahe sein. Die aufsichtführenden Damen achten darauf, daß es nicht zu Zusammenstößen kommt.

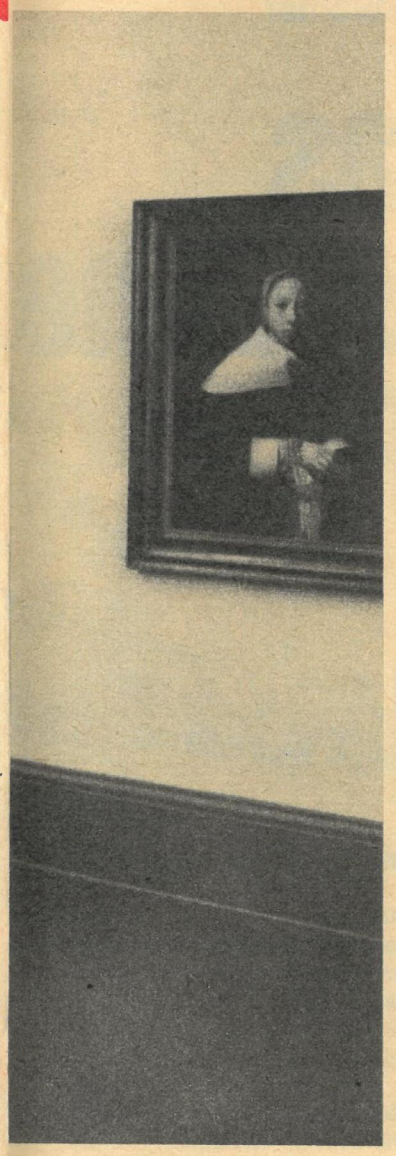
Wie viele Rätsel ein Bild haben kann für den, der zu sehen vermag. Ist der Mann mit den Goldmünzen wirklich Jakob Fugger? Welche Bedeutung hat ein zerlöcherter Handschuh? Wollen Hündchen und Schlüssel als Symbole der Treue zu jener offenherzigen Florentinerin passen? Ist das ernste holländische Mädchen trotzig oder traurig? Warum ist mir die englische Mrs. Swete gleich so vertraut? Auch die nüchterne, akribische Kunstwissenschaft kennt ihre Abenteuer, der Katalog macht mit einigen bekannt. Doch hat manches Meisterwerk sein Geheimnis durch die Jahrhunderte für sich behalten. Rätselhaftes ist immer noch ein bißchen reizvoller.

Constanze Treuber (Text)
Peter Meißner (Foto)

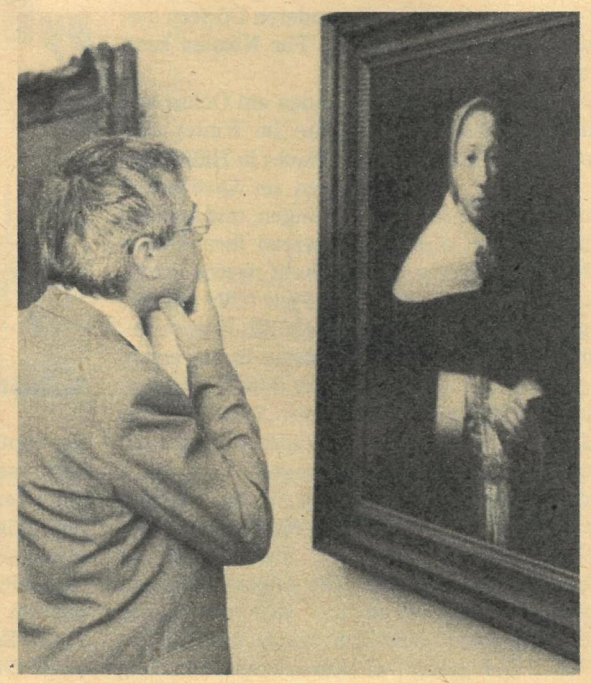


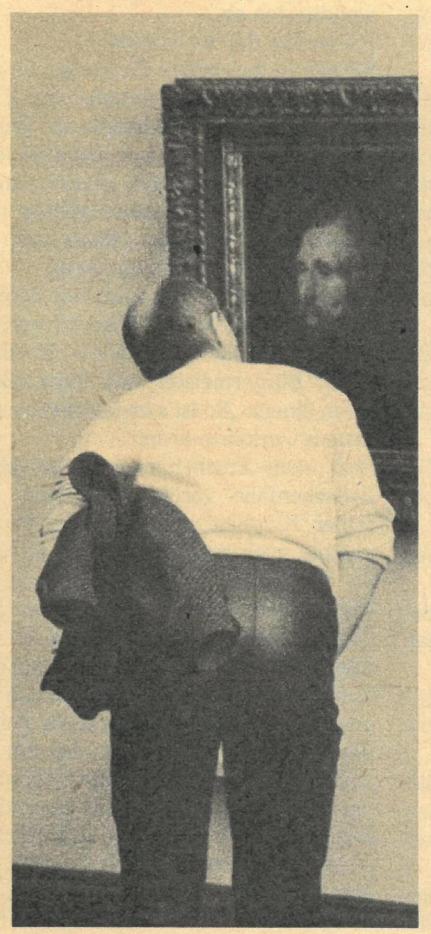


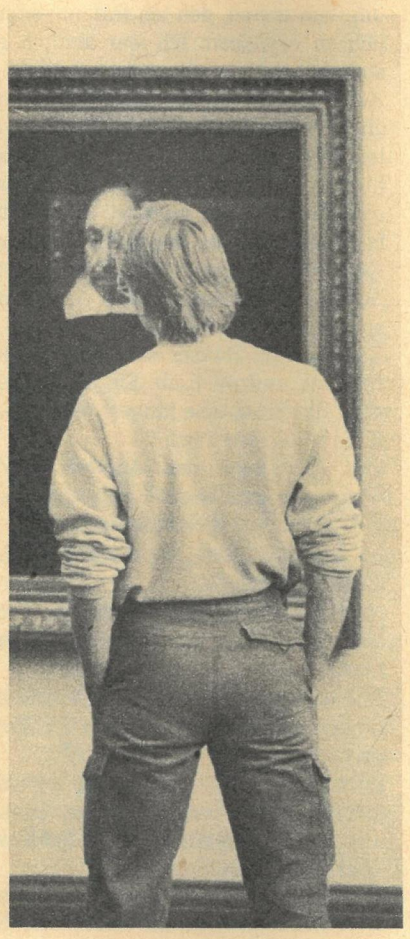
Blickwechsel

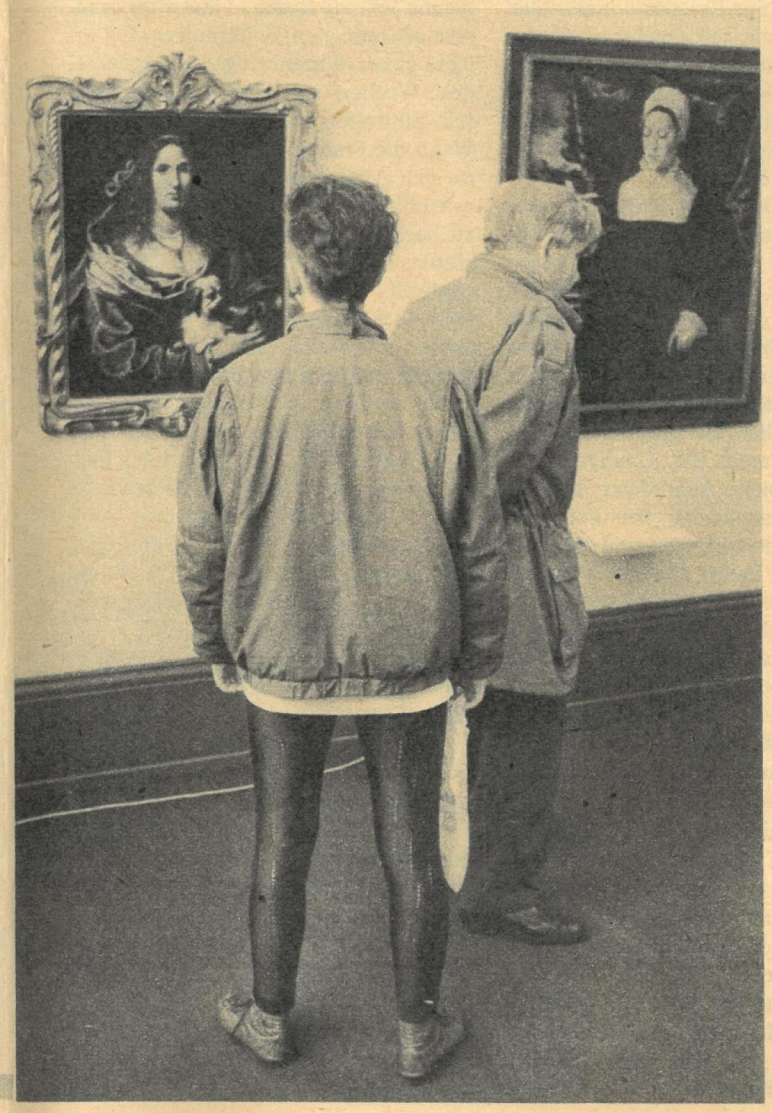


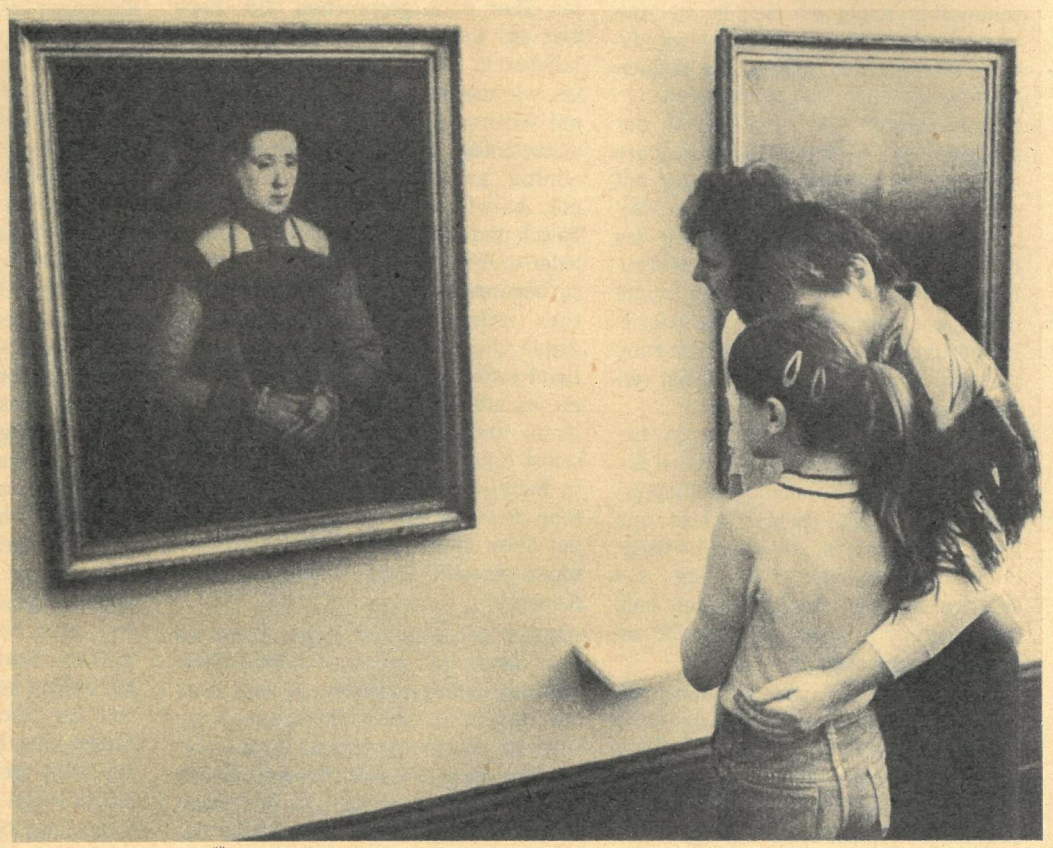
Brustbilder und Rückenansichten – das Budapester Museum der Schönen Künste präsentiert sich mit einer Ausstellung im Berliner Bodemuseum











Die Ausstellung im Bodemuseum ist bis zum 31. Mai 1987 zu sehen.

Ruth Werner

Das verschwundene „P"

Am Eingang von Nikolka befand sich ein größeres, in Dunkel gehülltes Gebäude. Ungefähr vierzig Häuser schlossen sich an. Am Dorfende stand, etwas erhöht quer zur Straße, die Kirche. Kaum sichtbar fiel Licht durch die mit Schnitzwerk umrandeten Fenster. Ich nestelte meinen Propusk aus der Joppe, um dem ersten, den ich traf, unverzüglich zu beweisen: Ich war amtlich gestempelt.

Kein Mensch auf der Straße. An welcher Tür anklopfen? Der ersten, zweiten, dritten? Eine Frau öffnete, bat mich hinein, trat ans Licht, las den Zettel, schaute mich an, las noch einmal, befahl dem Jungen, der neben einer aus Konservenbüchsen und Docht bestehenden Petroleumlampe Domino spielte, mich zu begleiten.

Ein Dutzend Häuser weiter gab er den Propusk und mich ab. Ein alter Mann, eine alte Frau, eine jüngere, ein kleines Kind saßen am Tisch.

Der Alte legte den Ausweis in die Schublade und kratzte sich den Kopf: „Wo sollen wir dich unterbringen?"

Ich war der letzte, der diese Frage beantworten konnte.

Nach Blickwechsel mit Frau und Tochter entschied er: „Du bleibst erst mal hier."

Ein Haken für meine Jacke wurde gefunden, ein weiterer Stuhl an den Tisch geschoben. „Tee?" fragte die Alte.

Ich nickte, sah niemanden an, legte die Hände zum Wärmen um den Becher und trank die ersten heißen Schlucke. Weiter weiß ich nichts mehr.

Warum rüttelten sie mich wach? Mein Kopf fiel zurück auf die Tischplatte. Sie schüttelten mich, ich ließ es zu, daß man mir wie einem Betrunkenen die Hose auszog. Das Lachen des kleinen Jungen hatte ich noch vernommen.

Einmal fuhr ich aus dem Schlaf, der Mond schien, die Umrisse des Raumes waren schwach erkennbar. Ich lag, mit einem Schaffell bedeckt, auf dem warmen Ofen. Es schliefen neben mir das Kind, seine Mutter, der Alte, seine Frau. Irgendwo tobte der Krieg, ich wußte nicht, was morgen geschehen würde. Ich berührte das Kind und fiel mit ruhigen Atemzügen, die ich noch selbst vernahm, zurück in den Schlaf.

Früh erwachte ich als letzter. In diesem Raum, wo die Großmutter den Enkel anzog, der Mann sich die Fußlappen zurechtlegte, die Tochter Bluse und Rock überstreifte, spielte es keine Rolle, ob einer auf dem Ofen lag und schnarchte. Der eine stieg auch bald hinunter und bereitete sich wie die anderen auf den Tag vor.

Das Bübchen, vielleicht vier Jahre alt, schüttelte dem Fremden artig die Hand und nannte sich Witja. Fragen, die er mir stellen wollte, verwehrte ihm seine Mutter, eine kräftige blonde Frau, die fünf tönerne Näpfe auf den hellgescheuerten Tisch stellte, an dem viel mehr Menschen Platz gehabt hätten.

Die Babuschka nahm einen Topf mit Hirse aus der Ofenglut und verteilte das Gericht. Die Hirse wurde mit Öl und Salz gegessen, nur das Kind erhielt Zucker und Milch über den Brei. Tee gab es, soviel jeder mochte, und eingemachte Beeren, ihn zu süßen, sparsam, jeder nur einen kleinen Löffel voll. Die Großmutter fragte, wann ich zuletzt gegessen habe, schweigend füllte sie meine Schale das zweite Mal. Als sie mit mir allein im Raum verblieb, flüsterte sie: „Der Faschismus ist das schlimmste Verbrechen, das größte Unglück auf der Welt. Ich werde für dich beten." Sie wandte sich ab.

Ich wußte, daß sie weinte.

Bereits in den ersten Tagen wurde mir klar, daß diese unscheinbare, stille Frau im Haus regierte. Sie hütete den Enkel, teilte die knappen Lebensmittel ein, achtete auf Gebräuche, rückte Lenins Bild nach dem Abstauben gerade und sorgte dafür, daß das Öllämpchen neben den Ikonen nicht versiegte.

Draußen regierte ihr Mann, der siebzigjährige breitschultrige Pjotr. Er war, soweit ich herausfinden konnte, Kolchosleiter, Bürgermeister und Parteisekretär in einem. „So ist's im Kriegskommunismus", erklärte er mir.

Daß mein Erscheinen im Dorf ohne Zwischenfälle vorüberging, habe ich seiner Klugheit zu verdanken. Er begleitete mich zur Arbeit. Auch als sich die Einwohner an meinen Anblick gewöhnt hatten, begegneten sie mir mit Zurückhaltung und Schweigen. Es geschah, daß Frauen in Tränen ausbrachen und vor mir wegliefen. Gingen Jugendliche vorüber, trafen mich Knüppel am Kopf oder Rücken. Ich biß die Zähne zusammen und drehte mich nicht um. Dies geschah auch noch, nachdem Pjotr eine Versammlung der Dorfbewohner einberufen hatte, von der ich damals nichts wußte. Er, der Pope, die Lehrerin und ein, zwei Bäuerinnen hatten über mich gesprochen. Der Pope war am Leben interessiert, gütig und hilfsbereit. Er hielt die Kirche instand, las, wie die meisten Dorfbewohner, die mit Wochen oder Monaten Verspätung eintreffende „Prawda", diskutierte vernünftig, arbeitete während der Ernte mit, beriet den Kolchos ohne jeden Falsch und brannte in mein Hirn, wie es jeder andere Dorfbewohner tat, sobald sie begannen, mit mir zu sprechen, welches widermenschliche und todbringende Unglück der Faschismus in ihr Land gebracht hatte. Sie verstummten, als ich auf ihren Höfen zu arbeiten begann, und sie spürten, ich hatte es selbst erkannt. Auf ihre Frage, warum es hatte geschehen können, daß deutsche Arbeiter auf russische schossen, auf diese millionenfach in der Sowjetunion gestellte Frage wußte ich keine Antwort.

Als einziger gesunder junger Mann im Dorf mußte ich schwer arbeiten. Pjotr gab mir meine Aufgaben. Je drei Häuser benutzten einen Ziehbrunnen gemeinsam. Nach den ersten Wochen bestimmte Pjotr, ich solle Wasser für alle Haushalte holen, soviel, wie die Frauen in der Wirtschaft brauchten. Später begriff ich, wie richtig seine Entscheidung gewesen war. Bald gab es den Morgengruß und ein Dankeschön, wenn ich mit den gefüllten Eimern das Haus oder den Stall betrat. Wurde ein Zuber voll benötigt, holte ich soviel wie gewünscht. Ich kann es beschwören, keine einzige Frau rächte sich an mir, verlangte mehr, als sie brauchte. Ich hackte Holz für die Bäuerinnen und heizte zweimal wöchentlich die im ersten Gebäude des Dorfes liegende Sauna. Ganz Nikolka besuchte sie. Fröhlich ging es dort zu, ich hörte den Gesang der Frauen durch die hölzernen Außenwände. Auch im Krieg kann der Mensch nicht jede Stunde bangen. Beim Betreten gab man die Wäsche ab und erhielt sie desinfiziert zurück. Das Dorf war frei von Ungeziefer. Wie es in anderen Dörfern aussah, weiß ich nicht. Für Nikolka kann ich es bezeugen.

Illustration: Reiner Schwalme

Im Kolchosstall standen ein Ochse und an die achtzehn Kühe. Im Winter wurden die Tiere über Nacht in Halfter gesteckt, die an Haken im Querbalken über ihren Köpfen hingen, und hochgezogen. Am Boden wären ihre Körper angefroren. Jede Nacht wurde zwei-, dreimal kontrolliert. Pjotr teilte uns ein, ich kam öfter dran als die Frauen mit Kindern und ohne Mann. In der ersten Zeit nannte man mich, soweit ich überhaupt angeredet wurde, „Faschist", später „Fritz" oder „Deutscher" und nach ein paar Wochen „Junger".

Sehe ich Nikolka im Winter vor mir, sind es die langen Nachmittage und Abende hinter den Frostblumen der Fensterscheiben. Die Abgeschiedenheit des Dorfes in der Zeit des hohen Schnees läßt sich kaum beschreiben. Wie gesagt, es waren zweiundvierzig Kilometer bis zur Kolchossammelstelle. Im Oktober war ich angekommen, im November wurde es um zwei Uhr dunkel, und ab drei Uhr heulten die Wölfe. Sie waren kostbare Beute. Für ein abgeschossenes Tier gab es dreihundert Rubel in alter Währung.

Die Familien kamen in dem einen oder anderen Haus zusammen, am häufigsten bei Pjotr. Aber auch bei den anderen war ich dabei. Holzlöffel und Schachfiguren wurden geschnitzt, Spielzeug, Tabletts, Bilderrahmen gebastelt, Strohpuppen geflochten, Geschichten erzählt, Schach gespielt und im Radio täglich mit klopfendem Herzen der Vormarsch der „Unsrigen" verfolgt. Pjotr spielte Akkordeon, die Lehrerin Mundharmonika, der Pope die Flöte, es wurde gesungen und manches Mal getanzt. Keine Stunde habe ich mich fortgesehnt oder gelangweilt. Ich war nun nicht mehr Gesprächsstoff, sondern Bestandteil. Es half, daß ich gut singen konnte. Wenn ich heute viel von der Sprache vergessen habe, die Lieder, ihre Melodien und Worte kenne ich noch genau; höre ich sie heute, taucht sofort mein Dorf auf.

Es war das Jahr 1944. Seit der Schlacht bei Stalingrad befanden sich die sowjetischen Truppen und mit ihnen jene Männer, Söhne und Brüder aus Nikolka, die noch am Leben waren, auf dem Vormarsch.

Stalins Geburtstag am 21. Dezember sollte eine Hoffnungs- und Freudenfeier werden, auf die sich ganz Nikolka gründlich vorbereitete.

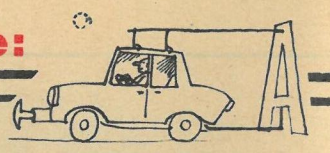
Im Winter kam je nach Witterungsverhältnissen ein Lastwagen oder Schlitten alle paar Monate von der Kolchossammelstelle und brachte das Nötigste an Haushaltsgeräten, Textilien, Zeitschriften, Büchern, Tee, Zucker und Medikamenten. Letztere wurden wenig benutzt. Es war kaum jemand krank im Dorf. Die Frauen vertrauten – heute glaube ich, zu Recht – ihren im Sommer gesammelten Heilkräutern. Ich erlebte diesen Warenbringer das erstemal drei Wochen vor Stalins Geburtstag, sein Eintreffen war ein Fest für sich.

Wenn die Frauen auch nicht alles, was sie sich gewünscht, erhalten hatten, gab es endlich einmal genug zu kochen und zu backen. Die Häuser besaßen keine Herde, der vier Meter lange Ofen war zugleich die Kochgelegenheit. Die Frühstückshirse, abends in die Glut des großen Ofenlochs geschoben, war am Morgen heiß und wunderbar weich. Gerichte wurden in feuerfestem Tongeschirr zubereitet. Eines hatte das Dorf allerdings bestellt, weil die Zutaten fehlten: zweiunddreißig Kilo einer besonderen Art von teurem Honigkuchen. Während die Familien ihren Lohn, der meist in Naturalien bestand, nach Leistung erhielten, wurde dieser Geburtstagskuchen gleichmäßig an alle verteilt.

Drei junge Frauen hatten sich Stoffe – auch dies eine Seltenheit im vierten Jahr des Krieges – mitschicken lassen. Es gab eine Näherin im Dorf, und es existierte – weiß der Teufel, woher – ein Heft mit Schnittmustern, Vorkriegsjahrgang. Diese Näherin versprach, in den drei Wochen bis zum 21. Dezember aus dem Blümchenstoff Kleider anzufertigen, doch ihre Singer-Nähmaschine, die einzige im Dorf, versagte. Da ich aus Deutschland stammte und ein wenig mit Maschinen umzugehen wußte, wurde ich zu Rate gezogen. Aber auch hier, wo mir jeder Gastfreundschaft und Vertrauen entgegen-

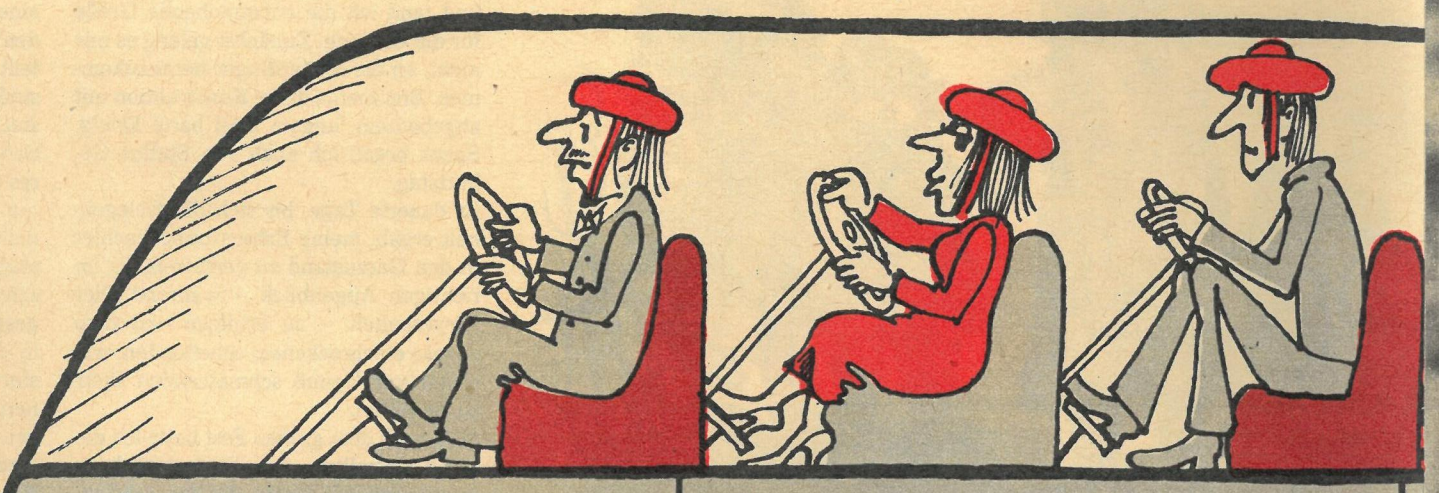
brachte, nutzte ich – wie beim Tauschhandel auf den Schiffen – meinen Vorteil, fummelte herum, baute aus und wieder ein, obwohl ich mühelos erkannt hatte, das Übel lag an einer verkehrt eingesetzten Nähnadel.
Von nun an hieß ich „Ingenieur".
Zu Stalins Geburtstag wurde ein Rind geschlachtet und abgehäutet, seit Monaten einmal genug Fleisch. Da gab es jenes Gericht: eine Schicht dünnen Brotteig, die zerkleinerten Innereien vom Rind, wieder eine Schicht Teig, eine Schicht rote Bete und zwischen jeder Lage Talg aufgelegt.
Pjotr sagte im Vorgenuß der Speise: „Wenn das aus dem Ofen kommt und du ißt davon, kannst du zwei Flaschen Wodka trinken und stehst noch."
Das Dorf brannte seinen Schnaps selbst, ich erkundete nicht, ob legal oder illegal.
Zwei Tage vor dem Fest kam Pjotr zu mir. „Weißt du, mein Junge, es wird Tag und Nacht gefeiert, es wird gegessen und noch mehr getrunken. Alles ist bisher gutgegangen, aber wo es viel Alkohol gibt, bricht manches auf. Kann sein, es hat sich einer nicht mehr in der Gewalt, aus einem werden mehrere. Bleib zu Hause, ich schließ dich ein. Glaub mir, es ist besser so."
Ich verstand.
Habe ich Pjotr schon beschrieben? Groß, ein wenig gebückt, mit weißem Bart und grauem Haar, buschigen, verwilderten Brauen, starkem Kinn und blauen Augen. Weich und mitleidig war er und sehr gütig. Die meisten wußten es, daher ihr Vertrauen. Laut, vital und energisch, ließ er keinem etwas durchgehen, daher ihr Respekt.
In den Stunden vor der Feier huschelten die Frauen unter irgendeinem Vorwand zu mir herein.
Die eine brachte vom Kuchen: „Laß es dir gut schmecken, Ingenieur", die andere Machorka: „Daß dir die Zeit nicht zu lang wird, Jungchen", wieder eine Schnaps: „Iß etwas dazu, sonst randalierst du in deiner Stube, hier ein Stück Speck."
Eine Schüssel, gefüllt mit dem einem Wunder gleichenden Fleischauflauf, erhielt ich selbstverständlich ebenfalls. Alles Kostbarkeiten in dieser Zeit. Zu guter Letzt brachten mir zwei Frauen ihre Kinder: „Paß auf sie auf, Söhnchen, hier hast du Milch für sie und auch ein wenig Milch für dich."
Da saß ich mit meinem Weihnachtstisch voller Gaben, schaute auf die schlafenden Kleinen, von denen das eine keinen Vater mehr hatte. Mit dem bunten Frühlingsstoff war für die junge Mutter zugleich die Nachricht eingetroffen, die alle Frauen so fürchteten. Der Stoff blieb liegen, aber auch Marja feierte mit, denn nun besaß sie nur diejenigen, die sie um sich hatte. Sie blieb nicht die einzige, die während des Festes weinte, aber auch nicht nur weinte.
In dieser Nacht, die ich hinter Schloß und Riegel verbringen mußte, damit ich nicht verprügelt werden konnte, empfand ich die Wärme, die Größe, das Füreinander der Menschen, wie ich sie nie zuvor oder danach, an keinem anderen Ort erlebt habe.
Die Sendung auf dem Lkw enthielt zur Freude und Überraschung aller vier Sack Erbsen, Pjotrs und meine Lieblingsspeise, wie sich herausstellte. Seit Kriegsbeginn hatte er sie vermißt. Von ihm selbst wurden sie mit Zustimmung aller als eiserne Reserve zurückgelegt.
Der arme Pjotr stöhnte, als ich die Säcke ablud.
Mein Gehirn arbeitete, bis eine Idee entstand. Ich schlug die Stelle vor, wo die Säcke geleert werden sollten.
„Mach schnell, ich kann den Anblick nicht ertragen." Pjotr schloß den Lagerraum ab und legte den Schlüssel in Verwahrung. Es war nicht daran zu denken, mit oder ohne Schlüssel etwas zu unternehmen, das einem Einbruch ins Vorratslager gleichkam. Die Scheune mit verkittetem Fenster und verstopften Ritzen, winterfest bis unter dreißig Grad Kälte, war uneinnehmbar. Doch eine Öffnung existierte: ein winziges rundes Katzenloch fürs Hineinkriechen zum Mäusefang. Daneben hatte ich die Erbsen geschüttet.
Unter den Kellen der Hausfrau suchte und fand ich die entsprechende Größe für die Öffnung. Zunächst gelang es mir nicht, an die Kullerdinger heranzukommen. Erst meine dritte Konstruktion mit angebautem langem Stiel hatte Erfolg. Speck besaß ich noch von Stalins Geburtstag.
Es dauerte Tage, bis sich die Gelegenheit ergab, meine Erbsen unbeobachtet in den Garzustand zu versetzen, sie im richtigen Augenblick – während aller Abwesenheit – zu erhitzen und dem ebenso erschrockenen, scheltenden, wie später vor Genuß schmatzenden Pjotr zu servieren.
Bald nach dem großen Fest hatte ich die Kühe gemolken, den Stall gesäubert, gemeinsam mit Marja, die den geblümten Stoff besaß, ohne daß ein Kleid daraus geworden war. Meine Joppe, die sich durch nichts von der anderer Bauern unterschied außer dem roten „P" der Gefangenen auf dem Rücken, hatte ich in der Stube gelassen. Seit Marja wußte, der Mann kommt nicht aus dem Krieg zurück, war sie still geworden. Ich fühlte mich unbehaglich in ihrer Nähe und fand es nicht klug von Pjotr, daß er uns zur gleichen Arbeit eingeteilt hatte. Ich erwähnte ihren kleinen Sohn und wie brav er während des Festes geschlafen hatte.
Sie wurde lebhafter: „Wir hatten uns mindestens drei gewünscht. Ich weiß, du haßt den Faschismus, aber warum hast du's nicht schon eher getan?"
Ich glaube, es war das letztemal, daß jemand im Dorf so mit mir sprach. Ich gehörte dazu. Ohne darüber nachzudenken, rechneten sie und auch ich mit meinem Hierbleiben.
Als ich aus dem Stall zurückkam, war nur die Großmutter in der Stube. Ich griff nach meiner Jacke und sah, es war nicht die meine. Das rote „P" fehlte.
Die Großmutter schnitt Weißkohl auf einem großen Holzbrett. „Zieh sie an."
Ich küßte ihr die Hände.
Im Frühjahr begannen die Feldarbeiten. Ochse oder Pferd wurde vor den Pflug gespannt oder auch der Spaten benutzt. Wie fruchtbar war die Erde. Säen, pflanzen, die Felder vom Unkraut säubern... Nur am lang erwarteten Tag des Sieges, am 9. Mai, wurde die Arbeit unterbrochen. Diesmal feierte ich mit. Pjotr als Kolchosleiter, Parteisekretär und Bürgermeister, die Lehrerin in der Schule, der Pope in der Kirche benutzten dieselben Worte: „Nie wieder darf sich dieses Unheil wiederholen, der Faschismus ist das Schlimmste. Wir haben gesiegt, von nun an werden wir in Frieden leben."
Die Feier verlief stiller, als ich erwartet hatte – zu viele dachten an ihre Toten.
Getreide, Mohrrüben, Kartoffeln, Zwiebeln, Gurken und Kohl gediehen; Obstbäume gab es in dieser Gegend nicht. Die Kinder kannten keine Äpfel, aber täglich hatte ich sie mit einem Stück rohem Kohl, Mohrrüben, Zwiebeln oder Knoblauch vitaminreich durch den Winter gehen sehen.
Im Sommer blieb die Gemeinschaft des Dorfes nicht auf die Stuben begrenzt, sie bezog die Natur mit ein, auch außerhalb der Kolchosfelder. Wildschweine wurden gejagt und aufgeteilt oder, wieder ein Anlaß zusammenzukommen, in einem Stück gebraten, Kaninchen wurden erlegt und auf die Haushalte verteilt, aus Birkensaft ein Getränk hergestellt, nach dem es mich heute noch dürstet. Die Bäume wurden angeritzt, der Saft floß in Eimer. Ob die Frauen anderes dazutaten, weiß ich nicht. Es wurde nur darauf geachtet, daß die Bäume nicht von der Entnahme ihres Saftes starben. Honig lieferten wilde Bienenschwärme. Beeren wurden gemeinsam gesammelt. Wie oft gingen die Frauen in die Pilze, dicht wie ein Teppichmuster wuchsen sie auf grünem oder braunem Grund. Mit Kiepen und vollen Körben kehrten die Sammler zurück und legten die Pilze auf köstliche Weise ein.
Beim Beeren- oder Pilzesuchen wurde ein Platz in einer Waldlichtung zum gemeinsamen Mittagessen festgelegt. Während der Arbeit und danach: an allen Sommertagen wurde gesungen. Standen mehr als zwei Mädchen zusammen, konnte man sicher sein, irgendwann ertönte ein Lied. Sogar beim Kartoffellegen sangen sie, und es schien, als ob ihre Melodien der fruchtbaren Erde guttaten.
Künstlicher Dünger war hier ein Fremdwort. Pjotr sagte: „Steckst du bei uns eine faule Kartoffel hinein, erntest du im nächsten Jahr zehn gesunde."
Die Männer kehrten einzeln in ihr Dorf zurück, nicht einmal die Hälfte jener, die ausgezogen waren, das Land zu verteidigen. Ob Pjotr oder die Frauen mit ihnen gesprochen hatten, bevor sie mich trafen? Wahr ist, ich arbeitete wie alle, lebte wie alle, und als nach achtzehn Monaten der Befehl kam, den Gefangenen ins Lager zurückzuschicken, traf es mich wie ein Schlag. Auch in Nikolka wollte niemand daran glauben. Ich hatte nicht geahnt, daß ich noch irgendwo registriert war, daß in diesem schrecklichen Krieg mit Abermillionen Toten, Verwundeten, Gefangenen ein Papierchen über mich persönlich existierte, das mein Schicksal entschied.
Pjotrs Frau legte weinend ein altes Tuch zurecht, füllte es mit Kohl, Speck, Zwiebeln, Brot und knotete die Zipfel zusammen. Pjotr legte eine Zeitung zum Zigarettendrehen, etwas Tabak und fünf Rubel in neuer Währung dazu.
Ich zog meine alte Jacke wieder an. Über vierzig Einwohner von Nikolka begleiteten mich bis zum Waldrand an die Stelle, wo ich vor ewigen Zeiten erschöpft und voller Ängste in der Dämmerung das Dorf erblickt hatte.
Ich ging fort, für immer, aber das Dorf war in mir, niemand konnte es mir entreißen.

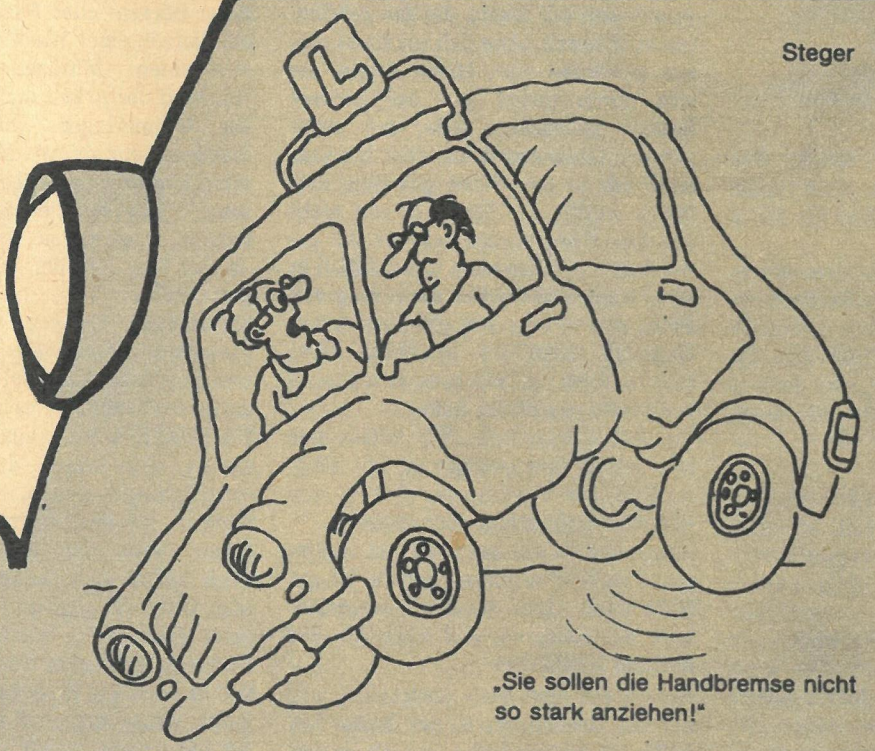
April 1987
Die Geschichte eines deutschen Kriegsgefangenen entnahmen wir im Auszug einem unveröffentlichten Manuskript von Ruth Werner



Das Leben als Prüfstein

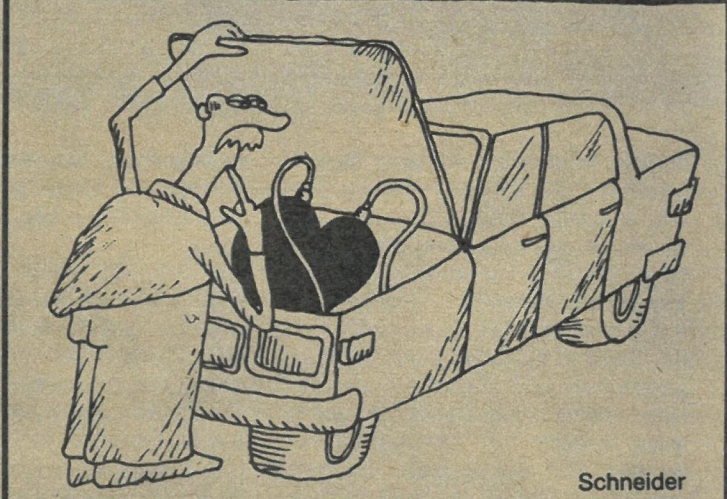
Eduard Sergejewitsch hatte Siebenmeilenstiefel erfunden. Man lief in ihnen schneller als der Vogel Strauß, ja selbst ein LADA war im Vergleich zu diesen Stiefeln nur eine schleichende Schnecke. Das Wichtigste aber: Sie funktionierten ohne Treibstoff! Man brauchte nur auf die Absätze zu blasen, schon stürmten die Stiefel davon. Eilends begab sich der Erfinder in das Ministerium für Verkehrswesen, um die Serienproduktion ankurbeln zu lassen. Eine Prüfungskommission trat zusammen und beauftragte Eduard Sergejewitsch, in die benachbarte Stadt zu laufen, sich von einer Institution dort einen Dienstreiseauftrag zu holen und fliegenden Fußes zurückzueilen. „Wieviel Zeit werden Sie brauchen?" fragte der Kommissionsvorsitzende. „Vierzig Minuten", antwortete der Erfinder, blies auf die Stiefelabsätze und war verschwunden. Nach sieben Minuten war er am Ziel. „Der Sachbearbeiter für Dienstreiseaufträge ist außer Haus. Kommen Sie in einer Stunde wieder!" Nach zwei Stunden bedauerte der Mitarbeiter, daß er nichts tun könne, der notwendige Stempel sei im Schreibtisch des zur Zeit Abwesenden eingeschlossen. Gegen Abend erinnerte man sich, daß jener Stempelverwahrer eine dreitägige Exkursion angetreten hätte ... Kurz und gut, Eduard kehrte am fünften Tag ins Ministerium zurück. Man gab ihm eine leichtere Aufgabe. Er sollte in die Vorstadtsiedlung laufen, um dort auf einem zentralen Platz den Kommissionsvorsitzenden zu



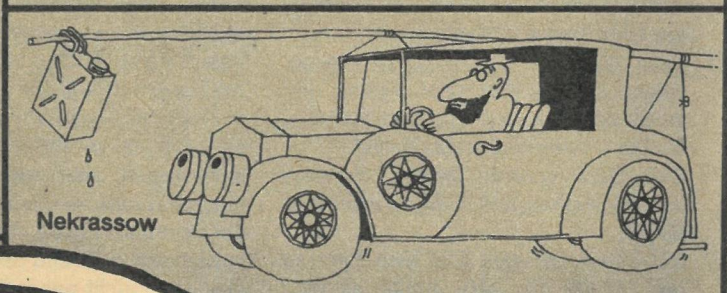


Steger

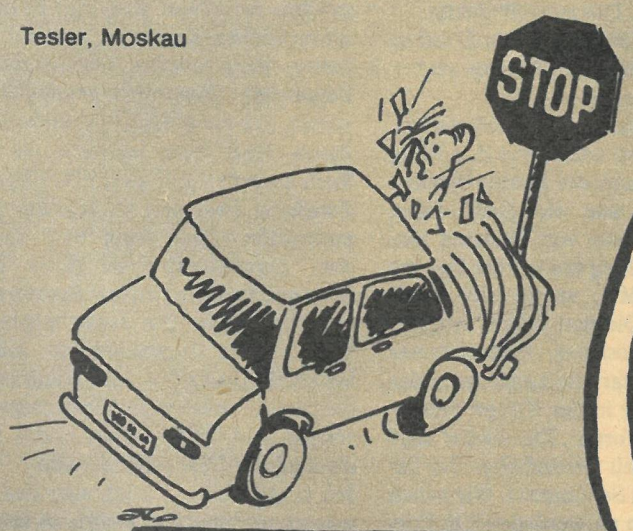
„Sie sollen die Handbremse nicht so stark anziehen!"



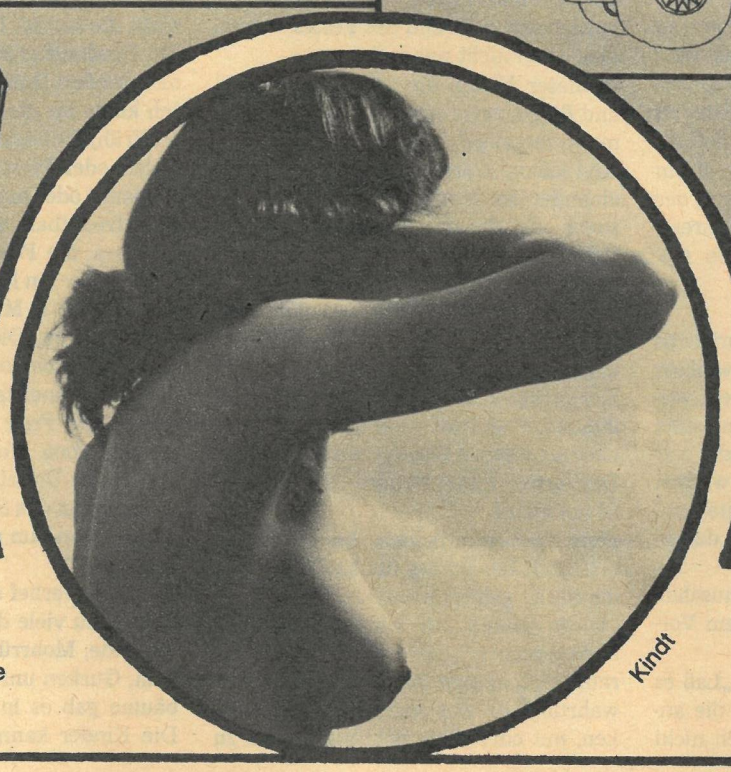
Schneider



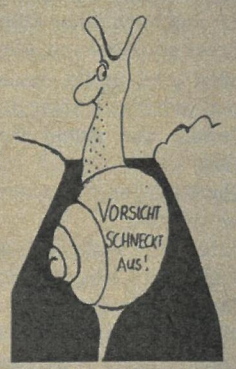
Nekrassow



Tesler, Moskau



Kindt



Unberechenbarer Schleuderschneck von Steger

Klassik mobil
Es fiel ein Reif in einer Frühlingsnacht,
der hat ihn um die Karosserie gebracht.
nach Heinrich Heine

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Hupkonzert: Sorg erst für den Schlitten, dann fürs Geläut.

Radarkontrolle: Einem Wagen folgt immer eine Spur. chinesisch

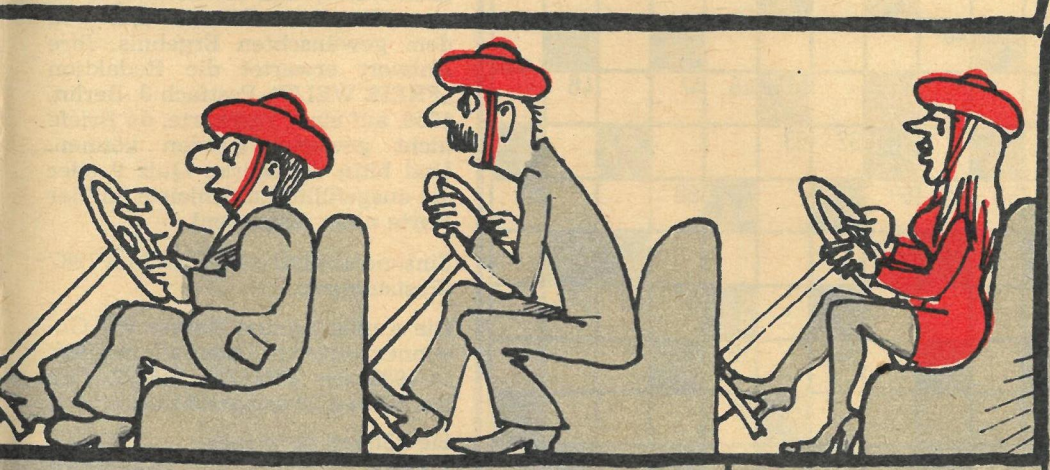
A

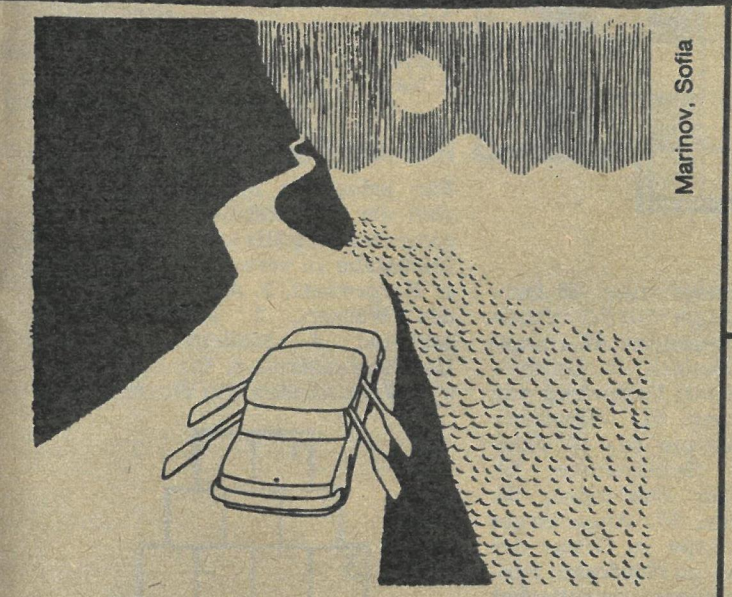
Umleitung: Das ist ein weiser Mann, der sich an eines anderen Unfall bessern kann. M. Luther

Adam muß eine Eva han, auf sie zu schieben, was er getan. C. v. Brentano

treffen, der vorausgefahren war und ihn mit der Stoppuhr erwartete. Der Erfinder versprach ein Treffen in zehn Minuten. Nach fünf Schritten hatte er die Stadtgrenze erreicht, der sechste verdarb alles. Eduard mußte sich nämlich ein Geländefahrzeug organisieren, um mehrere Straßen zu überwinden, die der Regen in Sturzbäche verwandelt hatte. Als er endlich am Bestimmungsort ankam, war der Vorsitzende nicht mehr da. Die Prüfungskommission empfing ihn recht kühl. Man hatte ihn vor drei Tagen erwartet. Eduard Sergejewitsch sagte kein Wort. Er zog die Stiefel aus, warf sie über die Schulter und ging barfuß nach Hause.

Aus „Literaturnaja Gaseta", gekürzt. Übersetzt von Adeline Thomas

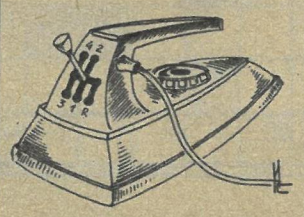




Marinov, Sofia

Der Au-Tor
Sein Bücherbord, das biegt sich schwer
vor Schriften über'n Kraftverkehr.
Ansonsten besitzt er – laut Fakten –
bloß Bücher von AUTO-Didakten.
Günter Gregor

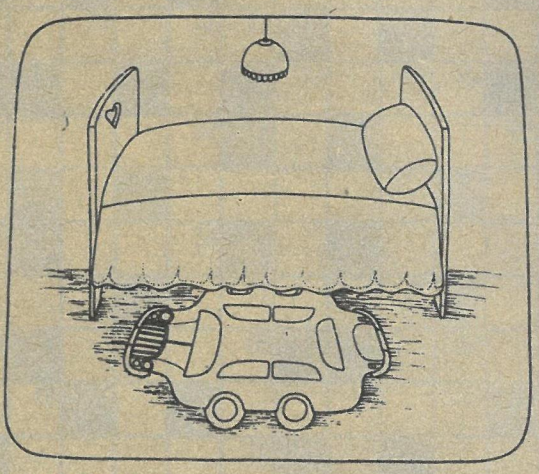
Nekrassow, Moskau



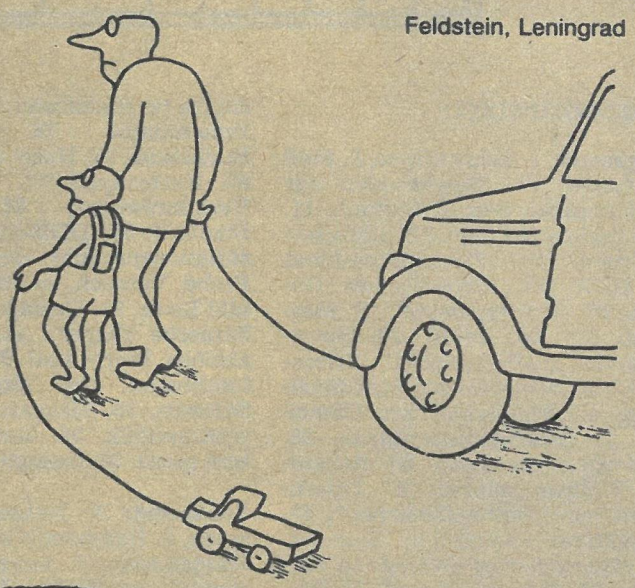
Surowzew, Woronesh

2

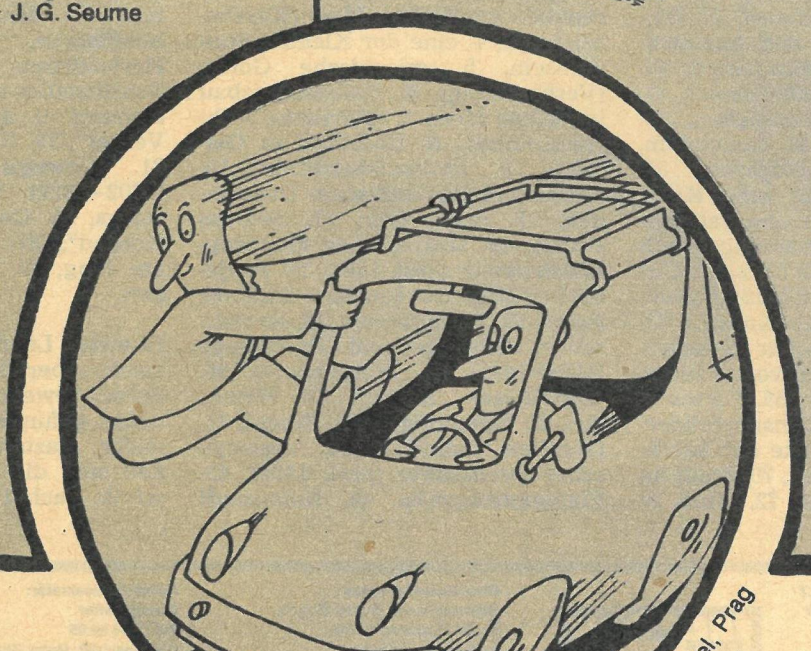
Wochenspruch
Die beste Verwahrung gegen Leidenschaft aller Art ist nahe, gründliche Bekanntschaft mit dem Gegenstand.
J. G. Seume



Radev, Sofia



Feldstein, Leningrad



Daniel, Prag

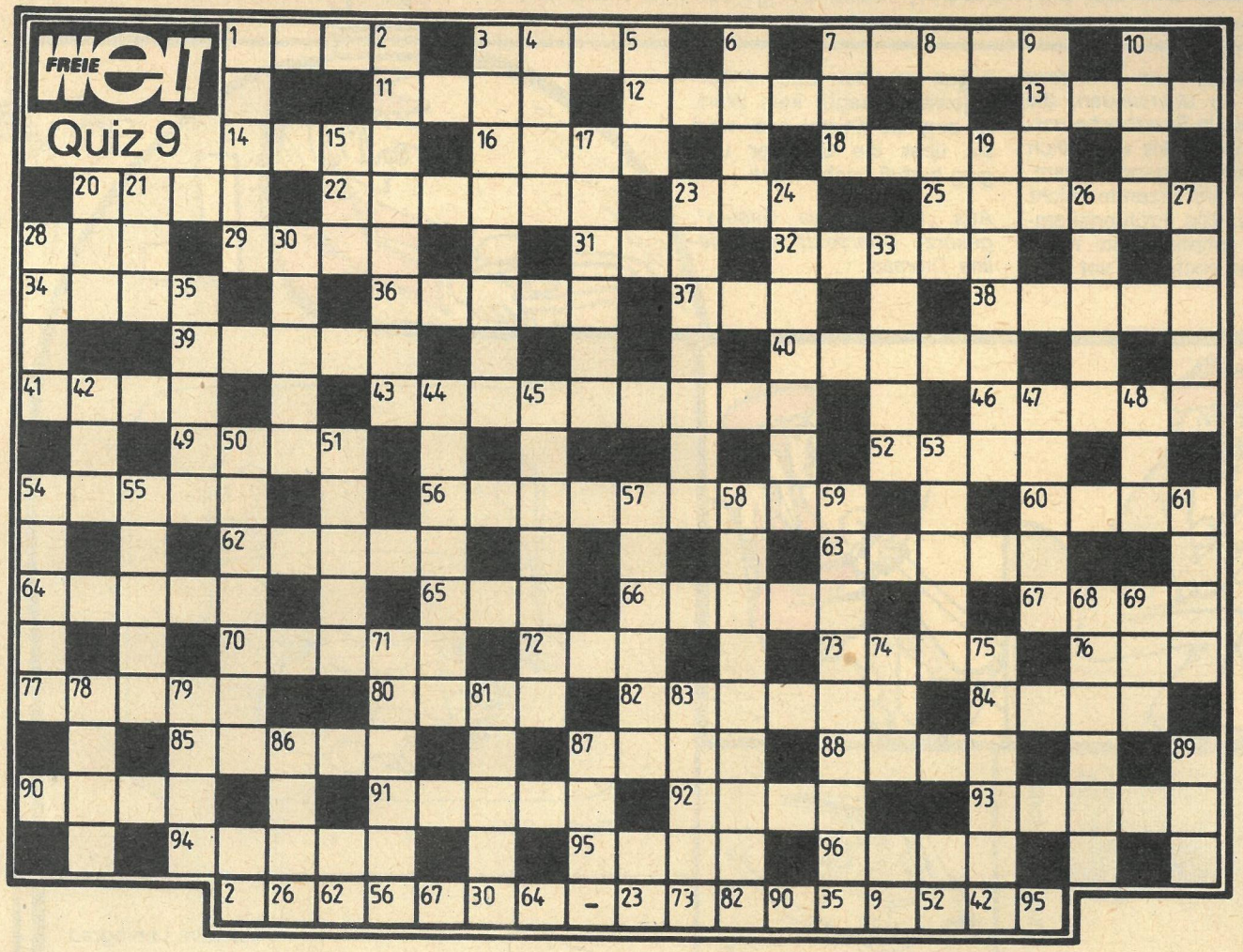
Schlaglöcher sind eine Art Naturwunder. Sie berühren sich nicht, vermehren sich aber trotzdem ungemein.
G. G.
Er ging in Gedanken über die Straße. Es waren seine letzten.

Warn-Dreieck: Der ist ein unkluger Berater seiner Frau, der sie vor Gefahren warnt. K. Kraus

gilt nur für Mutti!

Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde – alle dummen Männer!
Marie von Ebner-Eschenbach

Karambolage: Das Alphabet ist endlich, was sich mit ihm sagen läßt, nicht. Hermann Kant



Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Schachfigur, 3. Fluß im Norden der Sowjetunion zur gleichnamigen See, 7. Bettuch, 11. sowjetisches Gebirge, 12. bildlicher Ausdruck, 13. Strumpfkombinat der DDR, 14. alkoholisches Getränk, 16. Richtergewand, 18. Massemaß für Edelsteine, 20. Sportwette, 22. SI-Basiseinheit (Stromstärke), 23. sowjetischer Schriftsteller, u. a. „Wolokolamsker Chaussee", 25. Hochgebirgspflanze, 28. Meistergrad im Judo, 29. italienische Währungseinheit, 31. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 32. radioaktives chemisches Element, 34. vergletschertes Gebirge in Kirgisien, 36. Flüssigkeitsrest, 37. Sinnesorgan, 38. Sohn des Agamemnon, 39. Grundlage, Fundament, 40. Auszeichnung, 41. Schulzensur, 43. niedergeschlagene Flüssigkeit, 46. Wohlgeruch, Duft, 49. Laubbaum, 52. Abfluß des Ladogasees, 54. Kurzbezeichnung für eine Kurzschrift, 56. Anhänger einer altgriechischen Lebensauffassung, nach der sinnliche Lust als höchstes Gut gilt, 60. Flaschenverschlußmaterial, 62. Streichinstrument (Kurzw.), 63. bekannter tschechischer Satiriker (1883–1923), 64. Eier von Wassertieren, 65. große Tür, 66. Verzeichnis, 67. bayrisches Künstlerbrüderpaar, das Meisterwerke der barocken Sakralkunst schuf, 70. Stadt im Norden Frankreichs, 72. Fluß in Afrika (z. Rudolfsee), 73. russischer Frauenname, 76. griechischer Buchstabe, 77. Nutz- und Sporttier, 80. Kartenspiel, 82. Verlauf eines Verkehrsweges, 84. Londoner Stadtteil, 85. DDR-Zirkus, 87. Destillationsprodukt der Kohle, 88. Probe, Versuch, 90. Stern im Sternbild Leier, 91. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 92. südamerikanisches Wurf- und Fanggerät, 93. Laubbaum, 94. Stadt in der Schweiz, 95. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 96. Gott des Gewitters (nord. Mythologie).

Senkrecht: 1. Nebenfluß des Irtysch, 2. Hafenstadt im Norden der Sowjetunion, 3. Autonome Sowjetrepublik am Weißen Meer (Kurzbezeichng.), 4. eine der Kleinen Sundainseln, 5. griechische Göttin (Verblendung), 6. Hafenschutzbau ins offene Meer, 7. albanische Währungseinheit, 8. Halbinsel in Ostasien, 9. Einkaufsbehältnis, 10. Sammlung altisländischer Dichtungen, 15. engl.: Ohr, 17. Beweisstücke, 19. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur (gest. 1984), 20. sowjetischer Schachweltmeister früherer Jahre, 21. Feuerländer, 23. sowjetischer Pädagoge und Psychologe (1884–1941), 24. Möhrensorte, 26. Gestalt aus „Rienzi", 27. Wesen, Art, 28. Schachfigur, 30. Eiland, 33. Gezeiten (norddt.), 35. norwegischer Dramatiker (gest. 1906), 42. Plankontrollgröße, 44. Hafenstadt im Osten der Sowjetunion, 45. französischer Philosoph und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, 47. Hauptstadt von Bangladesh, 48. Zeitmesser, 50. im Schach Doppelzug von König und Turm, 51. schweizerischer Mathematiker des 18. Jahrhunderts, 53. Speisewürze, 54. Knolle mancher Orchideen, 55. Auswahl, Garde, 57. Angehöriger einer Völkergruppe im Gebiet des oberen Nils und im Nordosten Afrikas, 58. derzeitiger sowjetischer Schachweltmeister, 59. veränderlicher elektrischer Widerstand (Physik), 61. finnougrisches Volk in der Sowjetunion, 68. Brettspiel, 69. finnischer Dichter (gest. 1921), u. a. „Die Eisenbahn", 71. kleines Krebstier, 74. dem Wind abgekehrte Schiffsseite, 75. Sommer- und Herbstblume, 78. österreichischer Schriftsteller antifaschistischer Gesinnung, u. a. „Die Männer von Vernet", 79. Nebenfluß der Donau, 81. norwegischer Mathematiker (1802–1829), 83. Teil des Weinstocks, 86. Gestalt aus „Der arme Konrad", 87. thailändische Stadt am Ping, 89. Träger der Erbanlagen.

In vielen Ländern wird Schach gespielt. Aber das Ausmaß, das die Schachbewegung in der Sowjetunion gefunden hat, ist wohl einmalig. Dazu trug wesentlich bei, daß sich die sowjetische Schachschule nach 1945 zu einer führenden in der Welt entwickelte. Sieben der acht Nachkriegsweltmeister entstammen dieser Schule. Der Mann, den die Lösung unseres heutigen Quiz ergibt (Vor- und Familienname), war ein Vorkämpfer der sowjetischen Schachschule und der erste Weltmeister, der 1948 aus ihr hervorging.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (Zahlenleiste am Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion „FREIE WELT", Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 9 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 27. Mai 1987 (Poststempel).

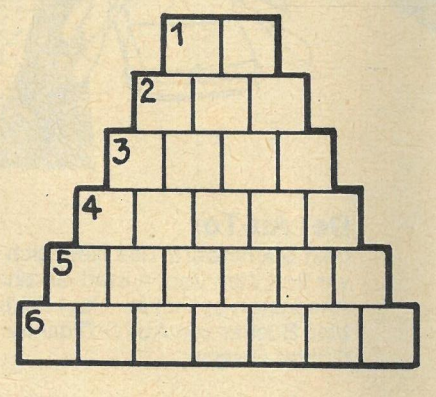
Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 13/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

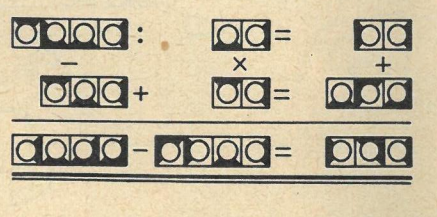
Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs und ein weiterer Buchstabe zu verwenden:
1. Tierprodukt, 2. Aggregatzustand des Wassers, 3. kleine Deichschleuse, 4. Mädchenname, 5. Handwerksberuf, 6. Rundhölzchen zum Verschließen von Wurstenden.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



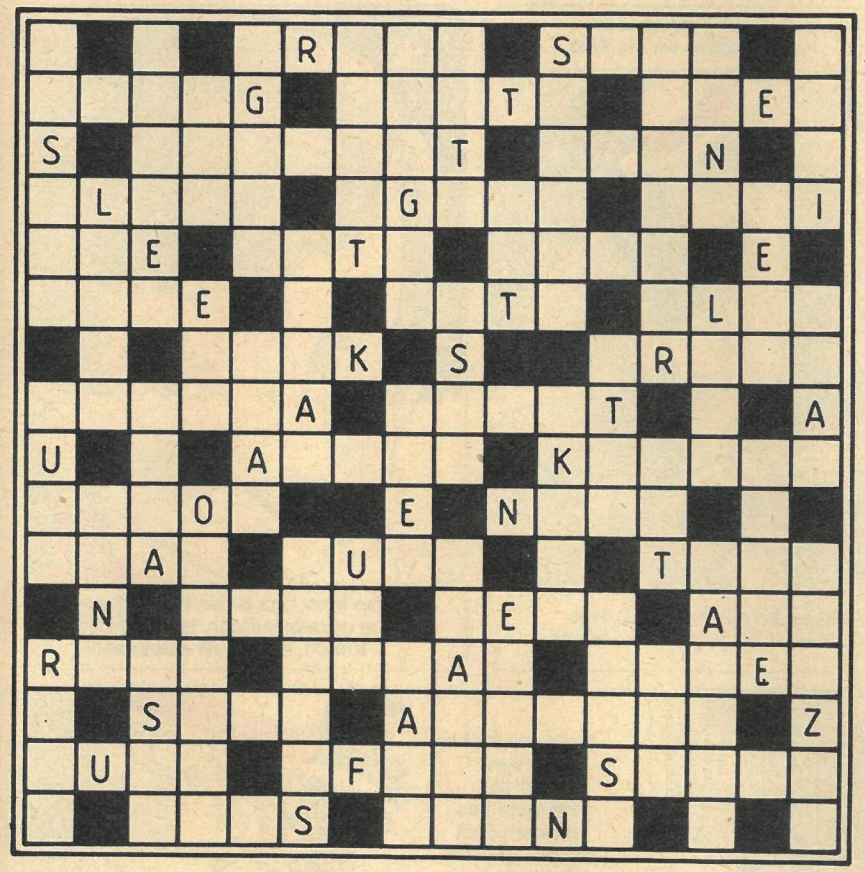
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Elternteil (Statistik), 2. südamerik. Riesenkröte, 3. Stockwerk, 4. Aufsehen, Skandal, 5. griech. Insel, 6. Angehöriger eines iran. Volkes (Kaukasien), 7. Kummer, 8. Fluß in Mittelsibirien, 9. Kabelinneres, 10. festgesetzter Zeitraum, 11. Ort bei Eibenstock, 12. Beinspreizübung, 13. Frauenname, 14. Jurist, 15. Gestalt aus „Nabucco", 16. volkstüml. Bezeichnung für einen Schwarm Eintagsfliegen, 17. wissenschaftl. Abhandlung, 18. griech. Göttin (Verblendung), 19. Einheitssystem der elektron. Rechentechnik der RGW-Länder, 20. Rennpferd, 21. Fluß in Mittelengland, 22. gefrorener Niederschlag, 23. griech. Küstenlandschaft, 24. Hunderasse, 25. Vorsatz bei gesetzl. Einheiten, 26. philosoph. Begriff, 27. Grundfarbe, 28. Grünfläche, 29. Ironie, 30. griech. Buchstabe, 31. altägypt. Sonnengott, 32. Siegerin, 33. Vergrößerungsglas, 34. Stern im Sternbild Adler, 35. Echse, 36. Lederriemen, 37. Luftleiteinrichtung an Fahrzeugen, 38. Modetanz, 39. erzählende Versdichtung, 40. Zitterpappel, 41. Luftreifen, 42. geflochtene Schnur, 43. Papierzählmaß, 44. Nordwesteuropäer, 45. Nebenfluß der Kura, 46. Weltorganisation (Kurzw.), 47. Provinz in Moçambique, 48. Raffsucht, 49. Männername, 50. griech. Buchstabe, 51. schmaler, steiler Weg, 52. Schwung, 53. radioaktives chem. Element, 54. Honigwein, 55. Wettkampfstätte, 56. militärisches Kampffahrzeug, 57. asiat. Wasserbüffel, 58. Fußballregel, 59. Fischfett, 60. Tafelgemälde, 61. Kunstseiden- oder Seidengewebe, 62. Obstkiste, 63. Saugwurm, 64. Disziplin im Wurftaubenschießsport, 65. kurzhalsige Giraffe, 66. früher für Zagreb, 67. Veranstaltungsraum, 68. Drahtseil zum Befestigen von Stangen und Masten (seem.), 69. Begründer der revolutionären armenischen Prosa, 70. im Mittelalter verliehenes, erbliches Nutzungsrecht, 71. portugies. Seefahrer (15./16. Jh.), 72. Strom im Norden Vorderasiens, 73. rumän. Kreisstadt, 74. Billardstoß, 75. Maultier (österr.), 76. Aufforderung, 77. Selbstachtung, 78. Kinderklapper, 79. Mineral, 80. Aufgußgetränk.

Schach

Junge Meister

In den jährlichen Turnieren der UdSSR haben die der Jungen Meister immer einen besonderen Stellenwert. Die Sieger machten gewöhnlich bald nachdrücklich von sich reden. Diesmal, in Ushgorod, war es Eduard Rosentalis aus Vilnius, dessen Namen – in seiner Heimat nicht unbekannt – man sich merken sollte. „Alle Teilnehmer", sagte Hauptschiedsrichter Viktor Kart aus Lwow, „spielten mit voller Kräftehergabe, kämpften, ob mit Weiß oder Schwarz, um den Sieg, offenbarten hohe Schachkultur und gute Eröffnungskenntnis, was heutzutage große Bedeutung hat."
SPANISCH, E. Rosentalis–J. Jakowitsch, Ushgorod '87: **1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lb5 a6 4. L:c6 dc 5. 0-0 Dd6 6. Sa3 Le6 7. Sg5 h6 8. S:e6 D:e6 9. b3 Lc5 10. Sc4 Se7 11. d3 0-0 12. De2 Ld4 13. Tb1 a5 14. Le3 Tfd8 15. L:d4 T:d4 16. Dh5 f6 17. F4 ef 18. T:f4 b6 19. Tbf1 a4 20. Se3 ab 21. ab Sd5 22. S:d5 cd 23. T:f6 De8 24. Tf7 de 25. Dg6 De5 26. T1f6 Schwarz gab auf.**

Kreuzworträtsel ohne Blindfelder

Die erforderlichen Blindfelder (ihre Anzahl ist jeweils in Klammern angegeben) sind vom Rater selbst einzusetzen:
Waagerecht: 1. Stadt bei Dresden, 2. höchster Berg des Aravalligebirges im NW der Indischen Union – russisch: drei (2), 3. sowj. Fluß zum Asowschen Meer – umgangssprachlich svw. Pferd (1), 4. Kartenspiel (2), 5. Unterkunft für Autoreisende (2), 6. elektrotechn. Dämpfungsmaß (2), 7. größter deutscher Schriftsteller des 19. Jh. (2), 8. Schneeleopard (2), 9. Luftstreifen (2), 10. Futterbehälter – nordostspanischer Küstenfluß (1), 11. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt – Ruinenstätte in der Türkei (2), 12. Schalenteil von fossilen Tintenfischen.
Senkrecht: A Stadt in Mittelpolen – militär. Führungsorgan (2), B schwedischer Name für die finn. Stadt Turku – Nebenfluß des Dnepr – französisch: Straße (2), C svw. Dampf – Ostseeinsel der DDR (2), D Begriff der altnord. Skaldendichtung (3), E Ruderkriegsschiff des Mittelalters (3), F Staatshaushalt – ein Kohlenwasserstoff (2), G altindianische Bevölkerungsschicht am Titicacasee/Südamerika – italien. Maler des 16./17. Jh. – japan. Maler des 13. Jh. (2), H Farbton – Kurzwort für Spiritus, Kraftstoff (2).

	A	B	C	D	E	F	G	H
1								
2								
3								
4								
5								
6								
7								
8								
9								
10								
11								
12								

Gereimtes

In Frankreich gelegen
– wenn rückwärts gelesen –
ist früher ein Zeichen
für die Musik gewesen!

Auflösungen aus Heft 9/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Surikow (23), Titel (5), Pica (65), Aul (32), Antares (57), Greis (14), Irene (26), Tag (41), Maria (51), Thale (6), Klette (68), Arie (19), Ohio (36), Assam (54), Rennen (46), Etalon (9), Ballett (16), Leoben (40), Tampon (31), Orion (63), Eede (11), Baal (1), Knarre (59), Tatra (22), Arara (43), Lot (50), Radon (35), Elemi (13), Emaille (27), Eos (47), Nora (18), Trara (56), Arterie (8).
Senkrecht: Stamm (10), Rater (21), Oper (60), Wisent (42), Tagetes (33), Trema (2), Laster (67), Elegie (25), Rial (45), Ache (62), Ikon (52), Lama (12), Ernani (39), Tallinn (20), Ido (49), Orel (34), Ingo (29), Setter (3), Atta (37), Eber (24), Lupe (15), None (61), Eva (53), Bola (44), Meer (58), Oder (7), Okarina (66), Ballen (28), Attest (17), Abdera (55), Rana (48), Theta (38), Adler (64), Adele (4), Omar (30).
Vom Kern zum Wort: 1. Inkarnat, 2. Nadelkap, 3. Taganrog, 4. Obraszow, 5. Unterzug, 6. Romantik, 7. Internat, 8. Saalfeld, 9. Tangente. – Intourist.

Buchstabentausch: Reif, Spiel, Peso, Bast, Kilo, Lew. – Flotow.

Wörterband. Von außen nach innen: Legislative, Lasso, Ader, Benno, Selam, Lore, Made, Sirene, Bart.
Von innen nach außen: Traben, Eris, Edamer, Olm, Ale, Sonne, Breda, Ossa, Levi, Tal, Sigel.

Rätselpyramide: 1. U, 2. TU, 3. Uta, 4. Auto, 5. Autor, 6. Torgau.

Einer fehlt: Ba(k)u, Ru(i)ne, Kr(e)is, Ko(b)ra, Re(i)he, Al(t)ai, Ar(z)t. – Kiebitz.

Raten und Rechnen:

8170	:	38	=	215
–		×		+
2320	+	85	=	2405
5850	–	3230	=	2620

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 7) aus Heft 7/1987

Waagerecht: 1. Kossuth, 6. Liszt, 10. Onega, 14. Rah, 15. Euler, 16. Erkner, 17. Drachen, 20. Ikone, 22. Egart, 25. Ene, 26. Uke, 27. unten, 29. Ural, 32. Rab, 34. Elevator, 37. Emilia, 40. Rasse, 41. Lehre, 43. Nuss, 45. TASS, 46. Set, 47. Hera, 48. Isset, 50. Meteorit, 53. Newa, 55. Nis, 57. Kem, 58. Age, 59. Ranino, 61. Toga, 62. Extrem, 64. Rif, 67. Ans, 68. Lar, 69. Otar, 71. Igorlied, 74. Inari, 76. Asow, 79. Lot, 81. Nata, 82. Blak, 84. Taman, 86. Kasus, 88. Troika, 89. Lavendel, 92. Los, 94. Para, 95. Leite, 97. Ode, 99. Oma, 100. Natur, 103. Ibera, 105. Karamel, 108. Radi, 111. Angelo, 112. Dinar, 113. Rentner, 114. Ponds, 115. Erwin, 116. Rákóczi, 117. Eire. – **Senkrecht:** 1. Kader, 2. Ohr, 3. Sack, 4. Tee, 5. Hunne, 6. Lei, 7. Irkut, 8. Zentrum, 9. Tree, 10. one, 11. Negrito, 12. Era, 13. Ast, 18. Auber, 19. Heer, 21. Onon, 23. Reisig, 24. Kur, 25. Elster, 28. Nesterow, 30. Ras, 31. Asen, 33. Ale, 35. Leisten, 36. Vis, 38. Lara, 39. Astern, 42. Hanoi, 44. Sekt, 47. Hannibal, 49. Egalite, 51. Emet, 52. Forint, 54. Waal, 56. Seram, 60. Isel, 63. Malaparte, 65. Igarka, 66. Foto, 70. Rosa, 72. Raimund, 73. Dalibor, 75. Ahn, 77. Salem, 78. Ono, 80. Tur, 83. Kate, 85. Alor, 87. Satire, 90. Verdi, 91. Dakar, 93. Solei, 96. Eile, 98. Davo, 100. Nep, 101. TAN, 102. RGS, 104. Ain, 106. Ara, 107. Erz, 109. Ani, 110. der. – **Lösungswort:** Székesfehérvár.

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Erna Weiland, Halle, 4073
2. Preis:
75,– M Waltraud Grabowski, Kirchmöser, 1802
3. Preis:
50,– M Günther Papenfuß, Potsdam, 1570
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Helga Berndt, Ebersbach, 8705; Doris Maaß, Heringsdorf, 2255; Steffen Kurze, Bernau, 1280; Sigrid Schnell, Berlin, 1136; Jürgen Semlow, Berlin, 1095.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 3

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Entschuldige, Hottab, ich vergaß, daß du ein paar hundert Jahre nichts dazulernen konntest… Komm, gehen wir ins Kino.

1

Dein Wunsch ist mir Befehl. Aber sei so gut, erklär mir, was Kino ist. Ich erinnere mich nicht, dieses Wort je gehört zu haben.

2

Also Kino, das ist ein Haus, in dem Filme gezeigt werden, lebende Bilder. Komm, sieh es dir selbst an!

Ich wundere mich über die Schamlosigkeit! Die Frauen laufen neben den Männern, und nicht hinter ihnen, wie sich's gehört!

3

Das ist ärgerlich, Hottab! Mir glaubt doch keiner, daß ich älter als 13 bin. Kannst du nicht ein bißchen zaubern?

Nichts einfacher als das! Nur ein Härchen aus meinem Bart dreimal gedreht, Simsalabim! Und schon – nun, bist du zufrieden, mein Gebieter?

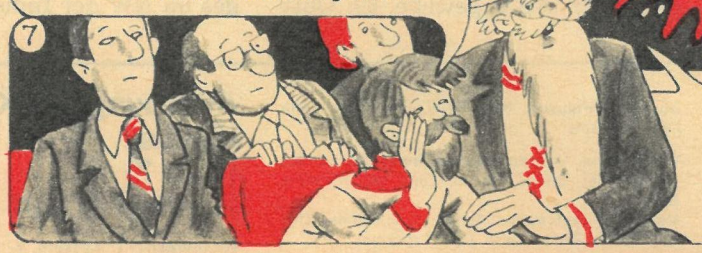
4

5

Treten Sie ein, Teuerster. Was starrt dieser Lakai Sie so an? Schließlich gibt es auch ehrwürdige Greise, die etwas klein von Gestalt sind…

6

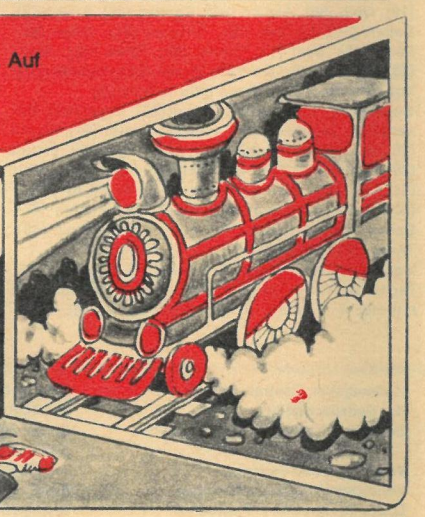
Gleich beginnt der Film, Hottab. Ich bin gespannt, wie dir die „Zauberei" unseres Jahrhunderts gefällt…



7

Warum ist es plötzlich Nacht geworden? Weshalb verbergen die kleinen Sonnen, die überall an der Decke hängen, so ängstlich ihr Licht?

Beruhigend drückte Wolka Hottabs Hand… Der Vorhang hob sich. Auf der Leinwand brauste eine Lokomotive heran. Jäh zerriß ihr schriller Pfiff die Stille im Parkett.



Oh, ich kenne diese Stimme! Sie gehört Dshirdiss, dem König der Zauberer! Er wird uns vernichten! Fliehen wir, ehe es zu spät ist!

8

Jewgeni Dolmatowski

Fortsetzung von Seite 9

Als Pate in Leipzig

März 1954. Mit Wassili Ashajew war ich vom Minister für Kultur der DDR, Johannes R. Becher, eingeladen worden. Wir kannten uns bereits aus Moskau, ich übertrug damals Gedichte dieses hervorragenden deutschen Lyrikers.

In seinem Arbeitszimmer empfing uns Becher. Er erklärte uns den Grund für diese Einladung: „Wir wollen ein Literaturinstitut gründen. Teilen Sie uns bitte Ihre Erfahrungen mit!"

Wir trafen uns mit jungen Schriftstellern, denen wir von unserem Institut erzählten – es war seinerzeit das erste in der Welt. Auf der Konferenz der Schriftsteller wurde der Grundstein für die Leipziger Lehrstätte gelegt. Ich bin glücklich, bei der Geburt Pate gewesen zu sein.

Eine Frage, die immer wieder gestellt wurde und wird – in Moskau wie in Berlin. Kann man Schreiben, Dichten lernen, einem jungen Menschen die Schriftstellerei beibringen? Ich antworte aus vollster Überzeugung: Talent kann man niemand lehren. Aber man kann es durch Kenntnisse in einem speziellen Bildungskursus festigen. Und zwar sehr nützlich. Ich unterrichte fast vierzig Jahre am Moskauer Gorkiinstitut und muß zugeben, daß dies eine sehr wichtige Seite meines Lebens ist. Unter den Autoren, die bei mir lernten, ist eine Reihe heute bekannter sowjetischer Dichter. Sie sind meine Freunde und mein Stolz. Und eine wertvolle Bestätigung dafür, daß Literaturinstitute notwendig und nützlich sind für die Literatur, für die Entwicklung der Kultur.

Wir fuhren nach Leipzig: Ich wollte gern mit meinen Kollegen vom Literaturinstitut „Johannes R. Becher" zusammentreffen. Es schien mir, als habe der kluge Dichter und Denker Becher erst vor kurzem seine Gedanken mit mir ausgetauscht. Die Beziehungen unserer Bildungseinrichtungen sind fachlicher und freundschaftlicher Art.

Mein Besuch außer der Reihe sollte einem Gegenbesuch nicht hinderlich sein: Wir erwarten den Direktor und Studenten in der Hoffnung auf einen weiteren fruchtbaren Meinungsaustausch.

Eine Welt voller Blumen

In meinem Memoirenbuch „Es war" habe ich einige Briefe veröffentlicht, die ich meiner Mutter von der Front und im Sommer 1945 aus Deutschland schrieb. Mit dem Lyriker Alexej Surkow, meinem Nachbarn in der Literatur und auf der Datsche in der Moskauer Umgebung, war ich eng befreundet. Seine Frau beschäftigte sich bereits vor dem Kriege wissenschaftlich mit Blumenzucht. Nun hatte sie ihren Mann gebeten, in Leipzig Samen zu kaufen. Da ich dienstlich dorthin mußte, übernahm ich diesen Auftrag gern. In einem Brief an meine Mutter schrieb ich:

„20. August 1945

Liebe Mama,

... Du kannst Dir vorstellen, wie ruhig unser Leben verläuft, wenn die Rede von Blumen sein kann! Leipzig ist tatsächlich berühmt für Strohblumensamen. Ich fuhr in die Nähe des Messegeländes, fand dort ein kleines Geschäft – es besteht seit 1850 – mit Blumen und Sämereien. Sicher eine solide Firma. Eine Tür mit Glockengeläut, ich trat ein und war im Märchenland: Durch den Laden flogen verschiedenfarbige Papageien. In hohen Konservengläsern, freilich nicht bis obenhin voll, Samen. Aus der Tiefe des Ladens kam in einem Rollstuhl eine fast vollständig gelähmte alte Frau gefahren und begann mich zu mustern. Sie fragte, was denn der Herr Offizier wünsche. Bitte, Strohblumensamen. Ich spreche schon leidlich Deutsch, jedenfalls verstehen mich Kinder und alte Frauen. Die Besitzerin wurde sehr aufgeregt und begann zu reden, sagte, daß sie sehr froh sei, weil ich der erste Kunde nach dem Kriege sei. Im letzten Jahr habe niemand mehr Samen verlangt. Und es sei gut, daß Blumensamen hundert Jahre in Gläsern liegen könne und nicht verderbe.

Sie fragte, wieviel ich benötige. Ich zeigte auf drei Gläser und sagte, daß ich diese, diese und jene Sorte haben wolle (die Blumen waren auf den angeklebten Abziehbildern zu sehen). Von jedem drei Kilo. Die alte Frau holte tief Luft und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. ‚Herr Offizier, gnädiger Herr, Sie wollen doch wohl nicht den ganzen Erdball mit Blumen besäen?' Wir lachten. Schließlich kaufte ich zwanzig Gramm von jeder Sorte. So wurde ich zum ersten Strohblumensamenkäufer im Nachkriegsdeutschland!"

Jahrzehnte später versuchte ich, den Leipziger Laden wiederzufinden. Vergebens. Vielleicht träume nicht nur ich davon, unseren Planeten mit Blumen zu besäen?

Schulden begleichen

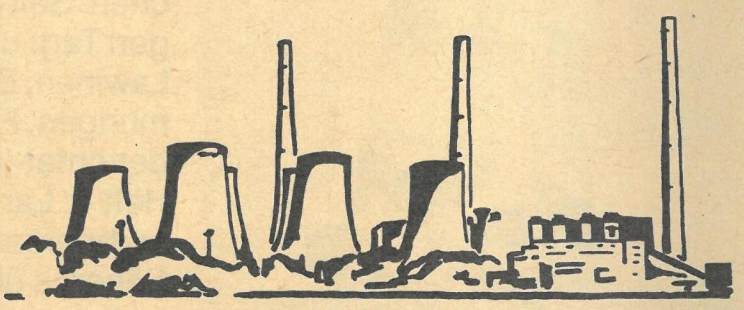
Meine Reise nach Berlin ging zu Ende. Zeit, nach Moskau zurückzukehren. Meine Studenten im Literaturinstitut und meine Familie erwarten mich. Es ist sehr wichtig für einen Menschen, daß er gebraucht wird. Das macht ihn jünger!

Trotzdem: Ich zähle zur älteren Schriftstellergeneration. Nur noch in Gedanken konnte ich mich mit Weinert, Zimmering, Bredel, Kurella, mit Anna Seghers treffen.

Mein Aufenthalt in diesem Frühjahr in Berlin schenkte mir eine neue wertvolle Bekanntschaft: Ich war Gast bei dem Lyriker Heinz Kahlau. Er begann nach dem Krieg mit Lyrik, ist also eine Generation jünger als ich. Wir trafen uns jedoch wie alte Freunde. Nur bin ich sein Schuldner – er hat mein Gedicht EINFACHE VERSE übertragen, das kürzlich in der „Literaturnaja Gaseta" erschien. Mir aber steht noch die Übersetzung seiner Verse bevor. Ich werde meine Schulden begleichen.

Redaktion: Günther Wolfram; Nachdichtung: Johann Warkentin; Fotos: Detlev Steinberg (5), Jewgeni Chaldej (3), Archiv Dolmatowski

Strom, das Blut der Volkswirtschaft



Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben

Spezialisten, Fachkräfte und ungelernte Arbeitskräfte

ein.

Insbesondere suchen wir:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure, Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach Produktivlöhnen der Energiewirtschaft
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

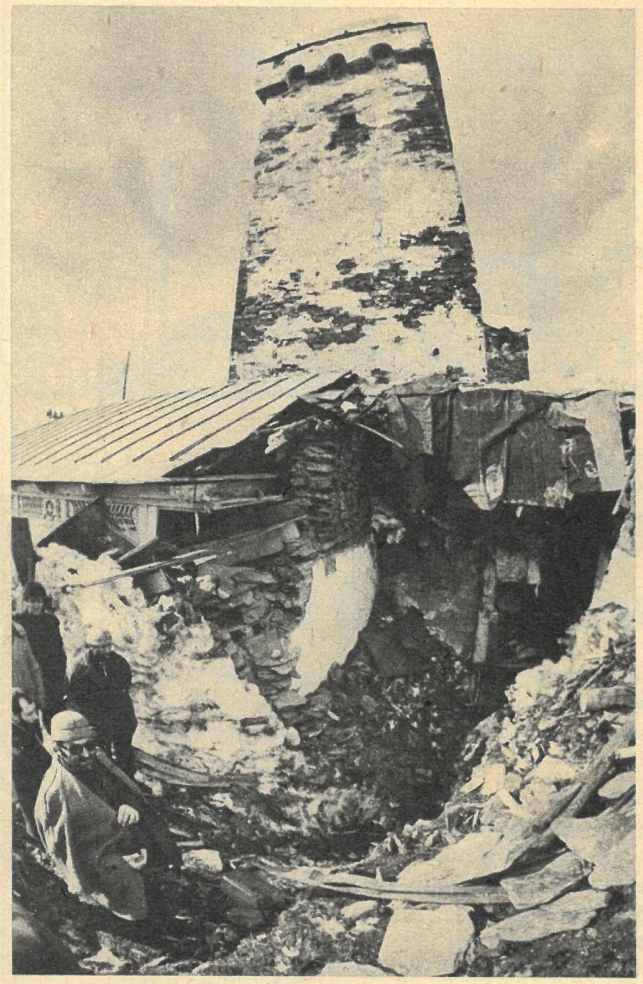
Dienstag 9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag 9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag 9–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung, **Telefon:** Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 277/IV/86



Elementargewalten sind in den letzten Monaten über Georgien hereingebrochen. Seit Jahresbeginn bis zum heutigen Tag: unaufhörliche Schneefälle, Lawinen, Bergrutsche, Überschwemmungen. FREIE WELT hatte darüber berichtet (Heft 3: Towlis Teufels-Tanz, Heft 4: Land unter). In zahlreichen Leserbriefen wurde die Bitte geäußert, Näheres über das Schicksal der Betroffenen zu erfahren. Juri Rost von der in Moskau erscheinenden „Literaturnaja Gaseta" flog nach Uschguli, einem Dorf in Swanetien:

Schwerer Schnee

Früh hatte Valeri Tschelidse seine Mutter verloren, der Vater heiratete eine andere Frau. Großvater Worochan und Großmutter Grigol erzogen ihn zu einem ehrlichen Menschen. Er wurde Hirt und lebte in den Bergen. Im Sommer mähte er das Gras, und sieben Schneemonate lang sorgte er für das Vieh, wie alle seine Vorfahren.

Wie alle seine Altersgenossen ging er zur Schule, diente in der Armee und kam nach Hause zurück – in sein Dorf Uschguli unter dem Himmel, hoch in den Bergen. Er legte dort elektrische Leitungen, baute einen Weg, baute Brücken und betrieb Viehzucht. Valeri heiratete, und Saliko gebar ihm fünf Kinder: drei Jungen und zwei Mädchen. Er baute sein Haus selbst und lebte darin, wie alle seine Vorfahren gelebt hatten und wie seine Altersgenossen leben. Jetzt ist die Lawine gekommen, und es gibt keine Saliko mehr für Valeri, keine Söhne und nur noch eine Tochter. Er blickt in den Himmel, der weiß ist wie der Schnee ringsum, blickt auf die verschneiten Berge und fragt sich, warum ausgerechnet ihn das Schicksal für die härteste Prüfung auserwählt hat.

Er geht in das Haus, in dem drei Frauen in Schwarz am eisernen Öfchen sitzen. Seine Schwester Nasi, die Mutter seiner umgekommenen Frau, Dsadsu, und Nora, die Frau seines Bruders, die zwei lange Stunden neben ihrer Tochter Rosmari, der Tante Guguza und den Kindern Valeris unter dem Schnee begraben lag. Nur sie konnte gerettet werden. Er setzt sich und schaut ins Feuer. In Gedanken kehrt er zurück in die letzte Januarnacht, und in der weißen Dunkelheit irrt er zwischen den mittelalterlichen Wachtürmen umher, auf der Suche nach den unter dem Schnee Begrabenen.

Die drei erheben sich und – begleitet von den Blicken der Saporosher Kosaken an der Wand, die ihren Brief an den türkischen Sultan schreiben – gehen sie ins Nachbarzimmer, wo auf fünf Betten die Schulbücher, die Sachen und die Fotografien derer liegen, die nie mehr hier eintreten werden, wo auf dem Tisch Speisen stehen, die sie nie mehr kosten können, obwohl die Frauen ihnen jeden Morgen neue zubereiten – sie braten, backen, kochen...

★

Jene Leser, die bereits Luftreisen in den Bergen erleben konnten, wissen, daß es selbst bei klarem Wetter keine leichte Arbeit ist, durch Schluchten, wo die Bergwand beängstigend nahe ist, zu fliegen. Und nun stellen Sie sich vor – Wind, eine Sicht, die mit „Sehen" nichts mehr zu tun hat, keine vorbereiteten Landeflächen, sondern hastig im Schnee festgetrampelte Stellen, Hochgebirge, hunderte Starts und Landungen, Zehntausende transportierte Menschen, knapp fünfhundert Tonnen Fracht während 800 langer Flugstunden.

In den kompliziertesten Tagen, wenn die Bedingungen es erlaubten, stieg die Hubschrauberstaffel Jusa Pruidses auf. Der Kommandeur landete die erste Maschine, die den Menschen in den Bergen zu Hilfe kam, in den Dörfern Uschguli, Chalde, Betscho und Ezeri. Mit ihm in der Luft die Piloten Wachtang Nadiradse, Eduard Chalatow, Sergej Kurtjan und deren Genossen. Die Flüge leitete Wjatscheslaw Aussig, die Maschinen wurden von den Mechanikern Garichman Mamedow, Nikolai Schtschukin, David Natschkebija, Nodar Georgobiani, Mirsa Iwanidse startklar gemacht...

Ich hatte Glück. Wladimir Potjomkin vom Ministerium für Zivilluftfahrt, der aus Moskau gekommen war, nahm mich mit an Bord einer Mi-8. Die Orte sollten inspiziert werden, die unter den Lawinen gelitten hatten.

Plötzlich war Uschguli unter uns. Die schneekappenbedeckten mittelalterlichen Wachtürme, verschneite Häuser. Von oben harmonisch und friedlich. Doch da – Ruinen, eingedrückte Dächer, das aufgerissene Innere der zerstörten Häuser, dann ein Platz mit Kühen, ein eingeschossiges Haus und ein Mann in schwarzer Kleidung mit zum Himmel gekehrtem Gesicht.

Der Hubschrauber hing über dem Schnee und berührte akkurat den von Füßen festgetrampelten Kreis – den „Flugplatz". Ich sprang in den Schnee, der hier – nach den Geräten des Hubschraubers zu urteilen – acht Meter hoch lag.

„Holt mich morgen wieder ab."

Der Hubschrauber jedoch kam nicht, weder morgen noch übermorgen, denn sechs Tage lang schneite es ununterbrochen. Sechs Tage lang wohnte ich im Haus Valeri Tschelidses, der in der letzten Januarnacht seine Frau, drei Söhne, eine Tochter, eine Nichte und eine Tante verloren hat.

★

Der Schneefall hatte am 25. Dezember 1986 eingesetzt. Und es schneite und schneite. Langsam, leise, unabwendbar. Uschguli, das sich in 2300 Meter Höhe in die Schlucht wie ein Nest kuschelte (in Georgien gibt es keine höher gelegene Siedlung und wohl auch nicht in Europa), versank allmählich im Schnee. Seine vier Dörfer, im Abstand von zwei Kilometern auseinandergezogen, stützten sich wie Inseln des Widerstands mit ihren zwanzig Meter hohen mittelalterlichen Wachtürmen in den weißen Himmel, wollten es nicht zulassen, daß er sich ganz und gar auf die Erde niederließe und die Bewohner verschlänge. Doch bald hatte der Schnee die Dörfer endgültig voneinander isoliert. Die Menschen aber lebten, wie sie immer gelebt hatten.

In Georgien ist man in den Regionen Tuschetien, Chewsuretien und Swanetien an sechs Monate Schnee im Jahr gewöhnt. Er diktierte auch den Swanen Lebensweise und Lebensbedingungen. Neben dem Wach- und Wehrturm, der sechs Etagen hatte und der die Familie aufnehmen konnte, falls die Umstände es erforderten, stand das Haus mit dem Erdgeschoß für das Vieh und dem ersten Stock zum Leben für die Menschen. Die Tierwärme heizte das Haus ein wenig, doch war der Herd der Platz, um den sich die Menschen versammelten. Heute hält man das Vieh in Ställen, doch ist traditionsgemäß nur ein Zimmer des Hauses beheizbar. Im Winter stellen die Swanen aus der Milch ihrer Kühe Käse her. Die Uschguliner Bauern sind Viehzüchter mit Familienvertrag. Sie verkaufen dem Staat Fleisch und Käse. Die Natur ist rauh und hart, wohl kaum wird es einem gelingen, sich an ihr Leben anzupassen, der ihre Lebensweise nicht gewöhnt ist. Die Häuser werden vom Vater auf den Sohn vererbt, gefährlich ist es, auf neuem Grund zu bauen. Und so halten sich hier in Uschguli manche Höfe Hunderte von Jahren.

Valeri aber hatte sich ein neues Haus gebaut – eingeschossig, mit zwei großen unbeheizten und einem kleinen beheizbaren Raum. Dort wohnte er mit Saliko, Ija, Dshaniko, Maro, Paata und dem Säugling Georgi. Ihnen ging es gut. Sie lebten wie immer, und es schneite und schneite, und der Schnee kam nun schon näher heran. Da begannen sich die Bewohner des unteren Dorfes nachts in – wie es ihnen schien – ungefährdeteren Häusern zu versammeln. Die erste Lawine kam in der dritten Woche des Schneefalls. Und gar nicht aus der zu erwartenden Richtung. Am Südhang hatten sich die Schneemassen losgerissen, über den Fluß gestürzt und waren mit ihrer Wucht etwa 15 Meter den Gegenhang wieder hinaufgerollt. Dabei hatten sie sieben Häuser zerstört und beschädigt, ein Dutzend Wirtschaftsbauten unter viele Meter hohem Schnee begraben.

Menschen hatte diese Lawine nicht umgebracht, begraben wurden Kühe, Schafe, Schweine, Hunde und Nahrungsmittelvorräte. Und obwohl das Geschäft im Nachbardorf lediglich feuchten, steinharten Zucker und Mandarinenkonfitüre zu bieten hatte (außerdem kam man gar nicht bis zu dem Laden), bestand nicht die Gefahr einer Hungersnot. Nebenan sind die Nachbarn – sie teilen mit uns, was sie haben. Alle aus dem Dorf begannen die Gebäude und das Vieh auszugraben, doch erreichten sie kaum etwas. Nachts fiel fast ebensoviel Schnee, wie sie tagsüber weggeräumt hatten...

Jetzt zogen die Menschen auch tagsüber von Haus zu Haus, versuchten sie, das Schicksal zu überlisten. Nach dem Niedergang der erste Lawine war das Dorf in Dunkelheit versunken, die Verbindung zur Außenwelt unterbrochen,

schwiegen Fernsehapparate und Radioempfänger…
Wieder schneite es, und nun sollte es nie mehr aufhören. Und unbekannt war den Uschgulinern, was in der Welt und was mit ihnen geschah. Ja, gab es denn die Welt noch hinter diesen Bergen, die ihre Umrisse verloren hatten, und waren die Berge überhaupt noch darunter? Nichts wußte man, nichts war zu erkennen… Tagsüber trieben die Bewohner das Vieh auf den Dorfplatz, der, wie sie meinten, durch den Turm Schutz gegen den Berg hin bot, und lauschten, spannten auf jeden Laut. Einmal gab es im gleichförmigen und wachsamen Leben des Dorfes ein Ereignis, über das alle sich freuten. Unter dem Schnee hervor – Gott weiß, aus welcher Tiefe – kam ein vollkommen abgemagerter rostbrauner Köter hervorgekrochen. Er mußte elf Tage unter dem Schnee gelebt haben, den die Lawine aufgeschüttet hatte. Und alle gingen, sich den Hund anzusehen, der sich retten konnte. Sie nahmen es als gutes Zeichen. Doch es hörte nicht auf zu schneien…

★

Im Haus Valeri Tschelidses kommen die Frauen zusammen – die älteren in schwarzen Umschlagtüchern und Kleidern, die jungen, die sich noch keine Trauerkleidung nähen konnten, in schwarzen Satinkitteln. So werden sie ein Jahr lang gehen, vielleicht auch länger… Sie sind gekommen, um beim Vorbereiten der Totengedenkfeier zu helfen. Jeden Sonnabend werden jene von ihnen, die weiter im Dorf bleiben, in dieses Haus kommen, helfen, das Brot zu backen. Sie werden die in warmem Wasser vorgewärmte Sulugini in lange Streifen ziehen und so drehen und winden, wie es der Brauch in solchen Fällen will. Dann aber werden sie zum Friedhof gehen – einem quadratischen Fleckchen vom Schnee befreiter rostbrauner Erde mit den sieben in die Erde gerammten, akkurat gehobelten und oben abgerundeten Tafeln mit den Namen der Toten.
Und die wenigen Männer, und die Frauen in Trauer, die geblieben sind, sich um das Vieh zu kümmern, werden voller Spannung auf Valeri schauen. Hier ist das Grab seiner Kinder, und wenn er sagt „Bleibt hier", dann werden sie bleiben. Er wird es aber nicht sagen. Er schätzt die Bereitschaft, sein Leid zu teilen, und ist dankbar dafür. Wer es nicht vermag fortzugehen, mag er hierbleiben. Wer an anderem Ort zu leben vermag, soll er dort glücklich werden.
„Willst du auch weggehen", frage ich den Zootechniker Akadi Tscharksaliani.
„Der Ort hat sich als nicht so ungefährlich erwiesen, wie Opa Simon dachte", sagt er, auf die Berge deutend. „Doch ich bin allein, ohne Familie. Ich gehe nicht weg…"
„Und du, Washa?"
Washa sieht auf den Schneehügel, unter dem sein Haus und Hof begraben liegen.
„Ich denke, daß man uns unten ein Haus geben wird. Warmes Wasser direkt aus der Leitung…"
Akadi streicht sich mit der Hand über das graumelierte, kurze Haar: „Ja, ja… Heißes Wasser…" Dann schaut er auf das Dorf und sagt hart: „Man darf nicht aufgeben, was ist, und darf nicht wünschen, was nicht war."
Frauen und Männer stehen mit gesenkten Köpfen an den Gräbern. „Man darf nicht aufgeben…" Hätte man die Siedlung schützen können? Vielleicht. Wären die Häuser befestigt gewesen – viele, vor allem die neueren, hielten dem Druck nicht stand und klappten wie Kartenhäuser zusammen. Die Uschguliner indes waren, wie Opa Simon, überzeugt, daß nie zerstörerische Lawinen auf ihr Dorf niedergehen würden…

★

Die letzte Januarnacht: Valeri sitzt mit Frau und Kindern im Haus Kosta Tscharkselianis am Südrand des Dorfes. Es dämmert. Draußen – Lärm, jemand ruft, daß vom Nordhang eine Lawine niedergegangen sei, jedoch kurz vor dem Dorfe halt gemacht habe. Keine Zerstörungen. Gut, jetzt ist von dort nichts mehr zu befürchten. Am Südhang aber hat sich nach der ersten Lawine vom 8. Januar inzwischen wieder viel Schnee angesammelt. Und das Haus Kostas liegt am Südrand des Dorfs. Hier ist es gefährlich. Besser, man geht auf die Nordseite. Saliko nimmt die Kinder und geht in das Haus von Nora und Aruna, Valeris Bruder. Sie verlassen Valeri, die vier Kinder auf ihren eigenen Füßen, der Säugling Georgi in den Armen der Mutter.
Valeri bleibt bei Kosta. Dort ist es auch ohne ihn schon eng genug. Nora kommt noch einmal: „Saliko macht sich Sorgen, wenn dir etwas passiert, wie sollen sie ohne dich leben?" Er beruhigt sie: „Mir passiert nichts. Geh' ruhig, geh!" Die Nacht beginnt.
Nora hatte alle schlafen gelegt. Sie selbst fand keine Ruhe. Das Licht der Kerosinlampe, bei dem ihre Tochter Rosmari las, hinderte sie am Einschlafen. „Kind, jetzt ist nicht Zeit zum Lesen", sagte Nora. Es wurde still. Da weinte Maro, die Tochter Valeris, im Schlaf. Nora nahm sie zu sich, streichelte, küßte sie. Es war zwanzig vor fünf. Ringsum – kein Laut mehr, und doch packte Nora unbegreifliche Unruhe, sie trat aus dem Haus, schaute sich um. Über ihr – der graue Riese des swanischen Turmes. Sehr dicht fiel der Schnee. Sie ging zurück ins Haus und schloß die Augen. Still war es, nach wie vor still. Im nächsten Augenblick stürzte das Haus ein – Dach und Wände. Und alles versank in Dunkelheit. Die Lawine war ohne Laut gekommen.
Die Menschen hörten das Bersten der Häuser. Dann war alles ruhig. Stumm fiel der Schnee in großen Flocken. Und in dieser Lautlosigkeit erscholl aus dem halbzerstörten Dorf ein Schrei nach Hilfe. Man schrie vom Dach des Hauses, das den oberen Dörfern am nächsten stand. Nacht und Bodenlosigkeit des Schnees machten die zwei kurzen Kilometer jedoch unüberwindbar. Erst gegen Morgen, bis an den Hals im Schnee versinkend, kam Hilfe. Zu dieser Zeit konnten Valeri und die Nachbarn Nora und ihren Mann Aruna lebend unter dem Schnee hervorziehen. Und auch eine seiner Töchter – die achtjährige Maro…

★

Gegen Abend klart der Himmel auf. Große Sterne hängen über Uschguli. Das Dorf ist verstummt. Kein einziges Fenster leuchtet. Nicht eine Tür öffnet sich. Im einzig erhellten Haus, dem Valeri Tschelidses, sind alle versammelt. Dann treten sie heraus. An ihrer Spitze vier Frauen in Weiß. Sie tragen alte Musikinstrumente in den Händen, einen roten Hahn an weißem Band und eine Taschenlampe. Ihr unregelmäßiges Licht huscht über die seltsame Prozession. Vor den Ruinen, die sieben Menschen unter sich begruben, bleiben alle stehen. Demur setzt ein Tablett mit Brot und Käse auf den Schnee. Rimma und Eva beginnen eine monotone Melodie zu spielen. Dann singen sie fröhliche Lieder, mit denen die Dahingegangenen überredet werden sollen, nach Hause zu kommen, wo man auf sie wartet, wo das Andenken an sie lebendig sein wird, solange noch einer von denen am Leben ist, der sie gekannt…

★

Die Musik verstummt, und in der nächtlichen Stille der lebendigen Insel in der Schnee-Einöde wirkt das Flügelschlagen des Hahnes und sein Krähen wie ein Schuß. Alle beginnen fröhlich (so muß es sein) darüber zu sprechen, daß wir nun wieder nach Hause gehen, wie es der Brauch will. Ich bilde den Schluß der Prozession. Wir gehen schnell – dort wartet man auf uns. Und plötzlich sehe ich in Augenhöhe einen weißen Faden, den Dshotto vom Turm zum Haus zieht. Damit sich auf dem Weg zum heimischen Herd nicht verirrt, wer zurückbleibt auf der Suche.
Valeri hält in einer Hand das Glas für das Totengedenken und in der anderen das Trinkhorn mit Milch. Er spricht von der Welt, davon, daß die große Welt sich auf die Welt in jedem Hause stützen müsse. Und nun ist die Welt dieser Familie zerbrochen, ist ein winziges Teilchen aus dem großen Ganzen herausgerissen. Für ihn aber war das fast sein ganzes Leben. Fast – weil auch er selbst der Teil der Welt eines Menschen, seiner Tochter Maro ist, die am Leben blieb. Und deshalb bleibt auch er auf dieser Erde.

Übersetzung: Gertraud Ettrich, redaktionell gekürzt. Fotos: Juri Rost, Jewgeni Scheleschnew

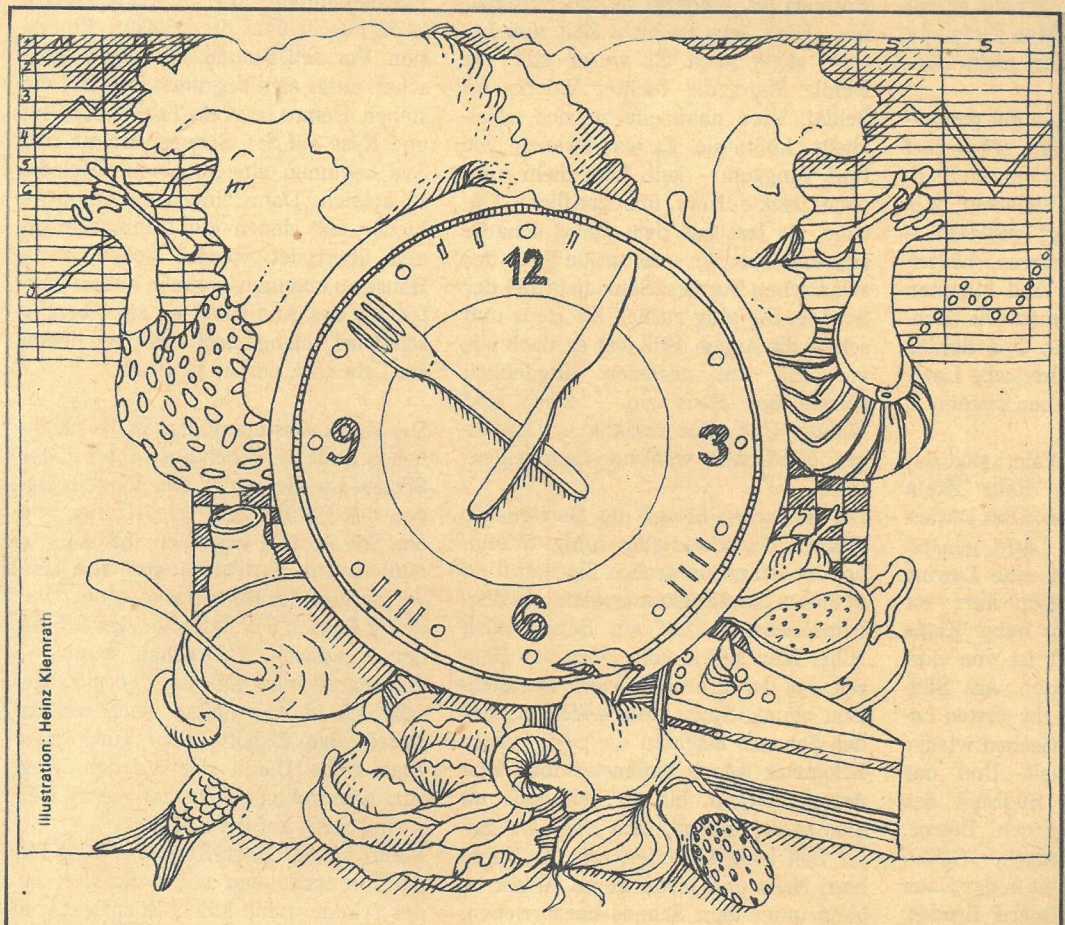


Illustration: Heinz Klemrath

Essen ja! Aber wie?

Mit diesem Heft beginnen wir eine mehrteilige Folge von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz, dem Autor des FREIE WELT-Energie- und Vitaminkreisels. (Jetzt in einer neuen Auflage erschienen.) Unsere Ratgeberserie ergänzt mit wertvollen Tips für eine richtige Ernährung den FREIE WELT-Kreisel, der zu einem gefragten praktischen Hilfsmittel für eine gesunde Lebensweise geworden ist.

Alle Lebensabläufe in unserem Körper benötigen täglich Energie. Deren wichtigste Quellen sind Fette, Eiweiße und Kohlenhydrate – die sogenannten Grundnährstoffe unserer Nahrung. Bei einer gesunden Ernährung sollen die Fette etwa 30 bis 35 %, die Eiweiße etwa 12 bis 15 % und die Kohlenhydrate etwa 54 bis 58 % des Energiebedarfs absichern. Eine ausgeglichene Energiebilanz und genügend Bewegung an frischer Luft sind von entscheidender Bedeutung. Auf einen zu hohen Verzehr von Fett, Zucker oder Alkohol reagiert der Körper „sauer". Was er nicht umsetzen kann, setzt er an!
Für den normalen Ablauf der Verdauung und für die Arbeits- und Stoffwechselleistungen der Lungen, des Herzens, der Leber, der Nieren und anderer Organe liegt der tägliche Energiebedarf eines Erwachsenen zwischen 1500 und 1700 Kilokalorien (Verhältnis von Kilokalorie zu Kilojoule 1:4). Darüber hinaus erfordern biologische Leistungen wie Wachstum, Schwangerschaft und Stillzeit sowie körperliche Bewegung beim Gehen, Stehen, Sitzen, Laufen, Heben usw. einen zusätzlichen Bedarf an Energie. Bei völliger körperlicher Ruhe verbraucht ein Erwachsener nur etwa 65 Kilokalorien pro Stunde. Mit zunehmender Bewegung steigt der Energiebedarf schnell an, wie z. B. beim Stehen auf 105 kcal, beim Sitzen am Lenkrad des PKW auf 112 kcal, beim langsamen Gehen auf 200 kcal und beim schnellen Gehen auf 400 kcal pro Stunde. Jede spezifische Tätigkeit bedingt in Abhängigkeit von Alter, Gechlecht und Körpergewicht einen unterschiedlich hohen Energiebedarf. Entsprechend dem Beruf unterscheidet man leichte, mittelschwere, schwere und sehr schwere körperliche Arbeit. Auf eine einfache Formel gebracht, bedeutet das: Je schwerer die körperliche Arbeit im Beruf, desto mehr Nahrungsenergie muß aufgenommen werden. Wer nur am Schreibtisch sitzt und wie ein Schwerarbeiter ißt, wird schnell zunehmen.
Der gesamte Energiebedarf des Tages sollte nach Möglichkeit mit mehr als 3 Mahlzeiten gedeckt werden. Am günstigsten ist folgende Verteilung: 1. und 2. Frühstück etwa ein Drittel, Mittagessen ein Drittel, Nachmittagsimbiß und Abendbrot etwa ein Drittel der Tageskalorien. Diese Verteilung des täglichen Energiebedarfs auf 4 bis 5 Mahlzeiten garantiert am besten die gleichmäßige Erhaltung von Gesundheit, Leistungskraft und Wohlbefinden.

FREIE WELT-Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 1

Im nächsten Heft: Bewegung ist alles

Karatschaier & Tscherkessen

Die Autoren des neuen Beitrags der Serie „Völkerschaften der UdSSR" (FW 8/87) verstehen es, dem Leser die Menschen dieses Gebiets nahezubringen. Und Detlev Steinberg lieferte zeitbezogene und poetische Bilder zu dieser Folge.

Wolfgang Schott, Eilenburg

Die kleine Tscherkessin vom Titelbild würde unserer Wandzeitung gut stehen. Leider stört die viele Schrift. Das betrifft auch die Fotos innen.

Sabine Müller, Rostock

Politisch in der zaristischen Vergangenheit oft unterdrückt, gepeinigt und ausgebeutet, genießen heute diese Völkerschaften den Schutz des ganzen Sowjetlandes, bestimmen mit, wie sich das Land weiter entwickeln wird.

Werner Hoffmann, Eisenhüttenstadt

Ein großes Lob der karatschaiischen Dichterin Chalimat Bairamukowa für das Gedicht „Es gibt keine unschönen Frauen".

Hildegard Nestke, Berlin

Sehr aufschlußreich fand ich die lexikalischen Notizen an den Seitenrändern.

Elke Müller, Berlin

Wie wäre es, wenn Sie alle lexikalischen Angaben zusammenhängend auf einer Seite bringen würden.

R. Elting, Berlin

Diese Anregung scheint uns überlegenswert. – Unser Foto zeigt historische Kostümpuppen aus dem 19. Jahrhundert.

Und der Architekt?

Eben habe ich den Beitrag über den Bersarinplatz (FW 7/87) gelesen – sogar zweimal. Vergeblich suchte ich nach dem Namen des Architekten. Das ist doch eine schöpferische Einzelleistung, benennbar mit Namen und Hausnummer! In diesem Fall heißt der verantwortliche Architekt Dr. Georg Timme und arbeitet im WBK Magdeburg. Der verantwortliche Städteplaner heißt Klaus-Dieter Feldmann. Das ganze Projekt wurde in konsultativer Zusammenarbeit mit dem Büro des Chefarchitekten Berlins in sehr kurzer Zeit erarbeitet.

Johannes Schroth, Chefarchitekt, WBK Magdeburg

Sie haben recht, das war eine Unterlassungssünde. Danke für die Ergänzung!

Spielverderber Wind

Im Beitrag „hopp HALLE hopp" (FW 5/87) war von einem 100-m-Lauf in 9,7 s die Rede, was sich zwar unheimlich ausnimmt, jedoch wegen Handstoppung und unzulässig starkem Rückenwind relativiert werden muß. Was ist eine solche Zeit wirklich wert?

Heiner Gottschling, Dresden

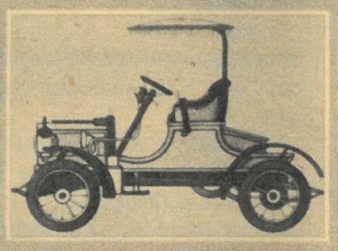
Ben Johnson hatte 3,5 m/s Rückenwind, also 1,5 m/s mehr als zulässig. Das entspricht einer zusätzlichen „meteorologischen" Begünstigung von etwa 0,18 s. Elektronische und Handstoppung differieren (international festgelegt) um 0,24 s. Addiert ergeben das 42 Hundertstelsekunden, also ist Johnson nach solchem Rechenexempel tatsächlich kaum schneller gewesen als elektronisch gestoppte und im zulässigen Rahmen windbegünstigte 10,12 s. Die schnellste elektronisch gestoppte Zeit übrigens, die je über 100 m erreicht wurde, sind die 9,87 s des US-Amerikaners Snoddy. Sie wurden jedoch bei 10,2 m/s Rückenwind erzielt, also bei Windstärke 6! Das größte Pech hatte Calvin Smith (USA), als er 1982 in Karl-Marx-Stadt bei 2,1 m/s „Schiebewind" 9,91 s lief.

Hans Richard Vollbrecht

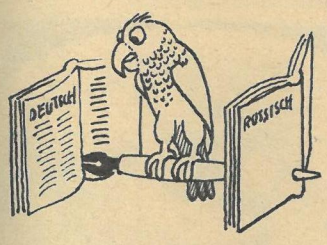
Gezügelte km/h

Gleichzeitig mit der Lösung zu einer Preisfrage schickte uns Hellmuth Langer aus Dresden Spruch und Bild zu unseren mobile-Seiten (FW 6/87), welche wir Ihnen, liebe Leser, nicht vorenthalten wollen:

Ras' nicht wie mit wilden
Pferden / durch das Weltgetümmel, / lieber mal zu spät
auf Erden, / als zu früh im
Himmel.



Wer schreibt uns?



Jelena Kotowa, 11 Jahre alt: Ich wünsche mir Brieffreunde in der DDR, die in russischer oder deutscher Sprache schreiben. Meine Heimatstadt liegt im Süden unseres Landes, nahe dem Schwarzen Meer. Ich lese gern phantastische Literatur, sammle Ansichtskarten mit Hundeabbildungen und habe einen Papagei namens Petruschka. UdSSR, 334 513 Kertsch, ul. Kawkaskaja d. 17, kw. 15

Ljudmila Gruschezka, 17 Jahre alt, Pädagogikstudentin, wünscht Briefwechsel in russischer, englischer oder deutscher Sprache. Interessen: Malerei, Literatur, Rockmusik, Break-dance, sammelt Modehefte und Musik-Zeitschriften. UdSSR, 349 117 Kommunarsk, ul. Gorgogo 103-1

Witali Nowak, 15 Jahre alt, Schüler, Hobby: Rockmusik, sammelt Abzeichen, Briefmarken zum Thema Luftfahrt. UdSSR, Murmanskaja oblast, 184 160 p. Afrikanda – 1, ul. Gwardejskaja d. 3a, kw. 66

Nurshan Nijasow, 22 Jahre alt, Student, sucht Brieffreunde in der DDR. UdSSR, Kasachische SSR, Kustanaiskaja oblast, g. Dshetygara, 7. Mikrorayon d. 21, kw. 19

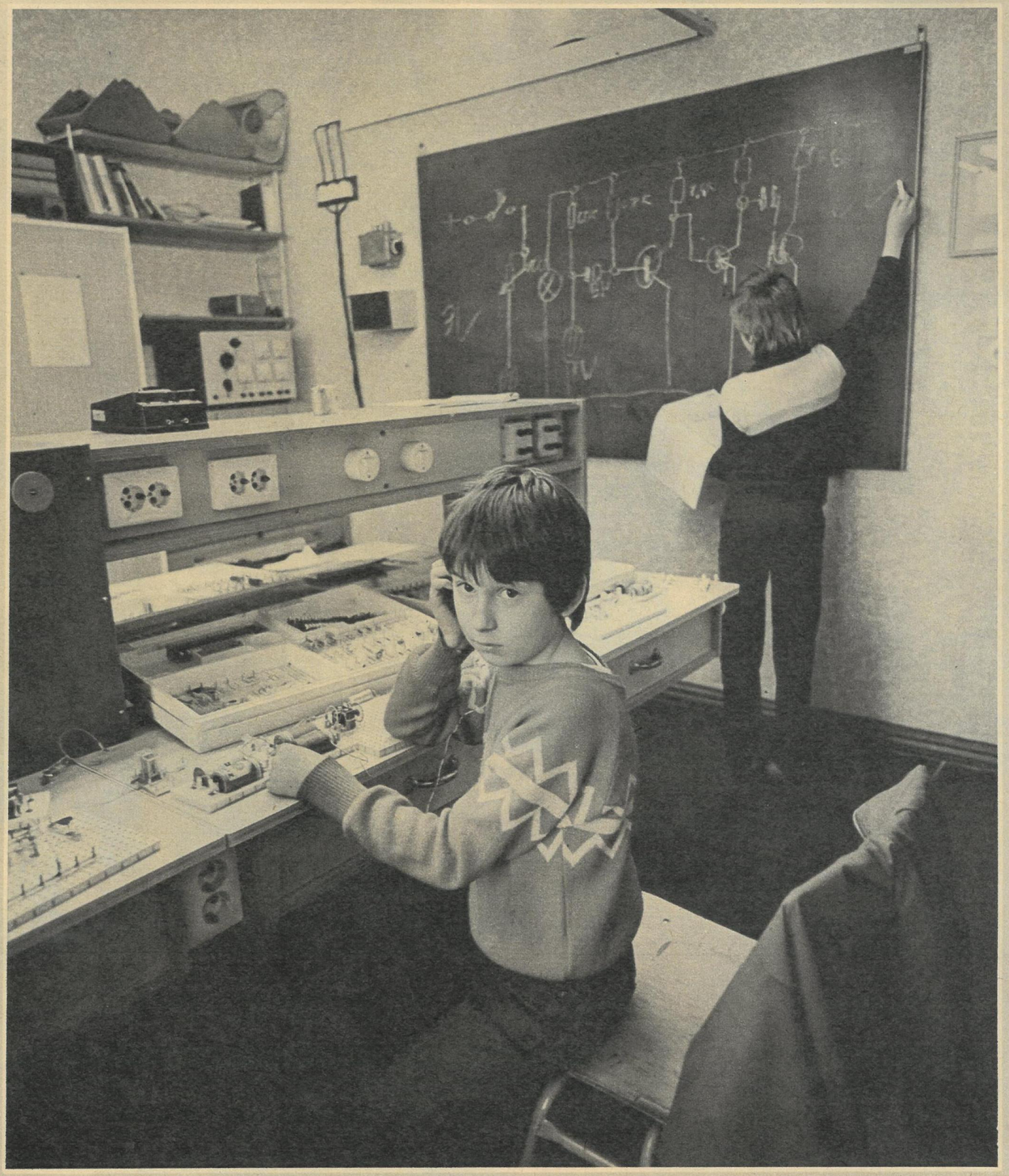
Preisfrage

Heft 10/87

Was geschah im Monat Mai 1972 in Thieschitz?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 12/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 20. Mai 1987.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Ulrich Burchert, Wolfgang Gregor; Vignette: Martin Kotsch



Ihre Gedanken zu diesem Bild!

Auch Sprichwörter können veralten. Eine „eherne" Weisheit hat es in unserer Zeit besonders hart erwischt – Großmutters Erziehungsspruch: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Schuld daran sind Computer und Roboter, sind Biotechnologien und Informationswissenschaften... Kurz gesagt all das, worüber wir täglich in der Zeitung lesen, womit wir im Beruf konfrontiert sind, wovor unser aller Alltag nicht haltmacht: Schlüsseltechnologien! Ob Hans oder Hänschen, wir müssen lernen, die neue Technik zu beherrschen. Sie ist ein Wechsel auf unsere Zukunft. Natürlich hat es Hänschen dabei leichter. Fast spielerisch lernt er den Umgang damit, wie hier Andreas in seiner Arbeitsgemeinschaft Elektronik. Und Hans? Schon heute stehen vielerorts Computer, verkaufen Fahrkarten, zahlen Geld aus... Es wird nicht lange dauern, bis fast jeder von uns täglich mit ihnen in Berührung kommt, ob er nun im Dorf wohnt oder in der Stadt. Aber eigentlich haben wir uns längst an sie gewöhnt. Oder nicht?

Bernd Siegmund

Wie denken **Sie** darüber, liebe Leser? Schreiben Sie uns, was **Ihnen** beim Betrachten dieses Bildes durch den Kopf geht, welche Erfahrungen **Sie** gemacht haben, welche Vorstellungen **Sie** hegen. Von Ihren Zuschriften werden jeden Monat zehn mit einer Anerkennungsprämie von je 50 Mark ausgezeichnet. Veröffentlichte Briefauszüge werden selbstverständlich honoriert.

Zwei Jahre Flitterwochen?

Ihre vier Wände erscheinen wie ein Nest, ein Nest zwischen Tannen und Birken, zwischen Bauwagen und Baracken. Die Familieninsel von kaum 12 Quadratmetern, umgeben vom wogenden Baustellenleben, inmitten der sanften Berge des Vorurals, wird von Sabine und Klaus Kolberg bewohnt. Jeden Morgen gehen sie von hier aus ihrer Wege, und jeden Tag führt der Abend die beiden an diesem Ort wieder zusammen. Wie sie hier – am Ende Europas – leben, wollten wir erfahren.

FREIE WELT-Reporter Hajo Obuchoff (Text) und Detlef Christel (Bild) besuchten das Paar auf der Trassen-Baustelle Sosnowo im Gebiet Perm.

Zwei Jahre Flitterwochen

„Willst Du Deine Frau loswerden, dann bringe sie mit an die Trasse.“ Diesen ungeschminkten familienpolitischen Rat kennt jeder auf der Baustelle. Und allein der Fakt, daß hier acht bis zehn Männer einer Frau nachsehen können, scheint diese Worte zu bestätigen. Die Arbeit beim Trassenbau ist eben auch heute noch, bei aller Gleichberechtigung, in erster Linie Männerarbeit. Um so geschätzter die wenigen Frauen, zumal die Arbeitsplätze, an denen sie ihren Mann stehen, oft Schlüsselstellen sind. Nehmen wir die Köchin vor Ort, Stolowistin genannt. Sie verpflegt draußen, weit von der Kantine entfernt, ihre Brigade. Oder die Frauen in der Dispatcherzentrale, im Post-Zimmer, im Med-Punkt, in der Wohnlagerleitung, hinter dem „Brett“ der Verkaufsstelle, in der Kasse, der Reisestelle, in der Wäscheausgabe... Was wären die vielen Männer ohne sie, ohne ihre Arbeit? Und bei allem dienstlichen Respekt kann man es den männlichen Kollegen nicht krumm nehmen, wenn der Anblick dieser seltenen Wesen die oft so müden Augen aufblitzen läßt. Oder umgekehrt: Welche Frau lassen solche Blicke restlos kalt?

Goldgräber mit weichen Herzen

Dieses Spannungsfeld erwartete Sabine und ihren Mann Klaus, als sie sich vor zwei Jahren, ziemlich frisch verheiratet, auf ihre gewissermaßen Hochzeitsreise an die Trasse machten. Er als Kraftfahrer, sie als Sekretärin.

Anstoß dazu hatten einige Zeilen über die Trasse in der Bezirkszeitung gegeben. Die beiden jungen Nordhäuser Klaus Kolberg und Sabine, damals noch Böhm mit Nachnamen, lasen sie. Wer dann auf die Idee kam, auch dorthin zu gehen, weiß keiner von den beiden heute zu sagen. „Uns wurde plötzlich bewußt, daß wir noch mehr als 30 Jahre arbeiten werden. Und immer dasselbe? Immer denselben Weg, dieselben Leute, dieselbe Arbeit? Dieser Gedanke hat uns irgendwie aufgeschreckt“, erzählt Sabine. „Und da haben wir es einfach versucht.“ Ein Problem gab es. Beide wollten an einem Standort arbeiten. „Als Ehepaar, so sagte man uns, hätten wir die größten Chancen, aber keine Garantie, zusammenzubleiben“, ergänzt Klaus. „Na gut, haben wir eben geheiratet. Eigentlich war ich nicht so wild darauf. Sie schon, wie die Frauen eben so sind,“ schmunzelt er. „Ich war schon einmal verheiratet und hatte noch immer einige Bedenken. Die zählten nun nicht mehr.“ Und damit standen dann die Türen offen, jedenfalls die des Flugzeuges nach Moskau („Das erste Mal, daß wir in die Sowjetunion fuhren.“) und die des Zuges in den Ural. Und im Wohnlager Sosnowo fanden die beiden Neuankömmlinge auch eine Tür für ein gemeinsames Zimmer. Soviel Glück haben nicht alle Ehepartner an der Trasse. Ernüchterung brachten die ersten Tage. Vor allem für die schüchterne Sabine. Daheim war sie ein ruhiges Leben gewöhnt, hatte in einem Frauenkollektiv gearbeitet. Und nun all diese bärtigen, wilden Gesellen, ganz in Leder gekleidet, mit abenteuerlichen Kopfbedekkungen, Tüchern um den Hals – das war ja wie in einem Goldgräber-Film aus Alaska. „Oh, eine neue Geige ist da...“ Die Männer waren begeistert. Da muß eine Frau nicht schüchtern sein, um nervös zu werden. Und auch dem Manne an ihrer Seite sind solche Sprüche nicht ganz einerlei. „Aber da mußt

Haltepunkte. Ohne Nachschub stockt die Arbeit. Klaus Kolberg ist einer von denen, die das Rohr „füttern“ mit verschiedensten Ausrüstungen, Ersatzteilen, Gasnachschub, Aggregaten und und und. Mit seinem Wagen kommt er viel herum, bekommt einen Überblick, sieht die Trasse planmäßig wachsen. Und – allerdings meist als Zaungast – lernt auch einiges von den Sitten und Festen der Bevölkerung in den Uraldörfern kennen.

du durch“, meint Sabine. „Und ich habe gemerkt, daß die Jungs dich akzeptieren, wenn du freundlich und konsequent bleibst. Ich habe auch bald gelernt, mit gleicher Münze zurückzuzahlen, bei Bedarf. Übrigens sind die Männer gar nicht so wild, wie sie erscheinen. Die meisten sind so sensibel, daß sie es selbst kaum glauben. Und das Beste, was einer Frau passieren kann an der Trasse, wenn sie in einer reinen Männerbrigade arbeitet. Die Kumpels tun alles für sie, tragen sie auf den Händen, und wage es keiner, sie zu beleidigen.“ Sabine arbeitet im Büro des Leiters für Instandhaltung. Achim Weste, der Chef, über Sabine: „Das Mädchen hat sich in kurzer Zeit unglaublich entwickelt, ist selbstbewußt geworden. Aber noch wichtiger: Sie ist immer freundlich. Wie sie das schafft, ist mir ein Rätsel. Wenn ich mal wütend bin, nervös, weil irgend was nicht so läuft, wie es soll, und ich sehe ihr Lächeln, bin ich gleich ruhig.“

Hier ist alles ganz anders

Der Lastwagen, Typ W 50, mit Klaus am Steuer, schwimmt im Walzertakt auf einem unter Sonnenstrahlen schmelzenden Weg übers Land. Als Ladung steht ein Gascontainer für die Schweißer auf der Pritsche. „Der Wagen war früher herrenlos, jeder kutschte damit rum. So sah er auch aus“, höre ich von Klaus. „Gemeinsam mit einem Kollegen haben wir ihn in Schuß gebracht.“ Nun fährt Klaus die Trasse auf und ab, bringt mal das eine hin und holt dort etwas ab, kommt so ziemlich überall vorbei. Klar, daß er fast alle kennt und sie ihn. „Zu Hause konnte uns keiner eine richtige Vorstellung geben von diesem Landstrich, von der Arbeit und den Bedingungen. Hier ist alles ganz anders“, kommt Klaus ins Erzählen. „In Nordhausen arbeitete ich als Kraftfahrer im Agrotechnischen Zentrum. Da hatte ich viel Fahrpraxis, mußte auch im Winterdienst auf schneeglatten Straßen fahren. Aber trotzdem ist die Arbeit hier viel schwerer. Im Winter wird nicht gestreut. Im Frühjahr, wenn es taut, oder bei Regen im Sommer und Herbst werden Straßen und Wege kaum passierbar. Einmal ist ein ‚Kras‘ in ein Sumpfloch eingesackt. Da stand er den Winter über eingefroren im Gelände. Und wenn einer dem andern den Weg beschrieb, hieß es: Da, wo der ‚Kras‘ steht, links um die Ecke. Ja, dazulernen kann hier jeder. Du mußt dich an die andere Mentalität, manchmal auch an recht merkwürdige Fahrweisen einheimischer Kraftfahrer gewöhnen. Ist eben ein anderes Land. Da muß sich jeder drauf einstellen. Manche von uns glauben, daß sie perfekt sind. Das ist nie gut. Da gibt es eine Kurve, die sieht gar nicht so gefährlich aus. Aber in ganz kurzer Zeit hatten unsere Leute dort drei Unfälle – alles durch Leichtsinn. Jetzt heißt die Stelle Deutsches Eck. Herrlich ist die Natur hier. Die Landschaft verändert sich manchmal so sehr, daß ich immer nur staunen kann. Der Sommer ist so kurz, und du glaubst nicht, daß da etwas wachsen kann. Aber dann geht alles viel schneller. Auf einmal ist der Wald voller Beeren und Pilze. Dabei haben wir bei 35 Grad Wärme noch Eis unter einer dünnen Erdschicht gefunden. Im Winter hatte es mal getaut, und plötzlich kam wieder Frost. Da war ein Birkenwald, die Zweige wie verglast, an ihnen hingen lauter kleine Eiszapfen, wie Kristall glänzten sie in der Sonne…“

Tiroler Walzer unter russischen Birken

Am Abend sitzen wir mit Sabine und Klaus im Birkenzimmer, der Bar auf der Baustelle. Die Freizeit der meisten spielt sich zwischen Kino, Disko, dem eigenen Zimmer oder hier in der Bar ab. Im Sommer kommt noch die in der Nähe angestaute Kama als Bademöglichkeit hinzu. Disko ist nicht so der Fall für unser Paar. Da greifen sie lieber zu einem spannenden Buch. „Klar“, gibt Klaus zu, „manchmal spotten die Kollegen schon: ‚Darfst wohl heute nicht.‘ An den Flachs gewöhnt man sich. Sabine: „Natürlich kannst du dich auch nicht jeden Abend im eigenen Zimmer einbunkern. Das hält keiner aus. Da sitzt du auch mal mit den Freunden am ‚Brett‘ oder hier im Birkenzimmer oder organisierst was mit. Und eines Tages wurde ich sogar in die FDJ-Leitung gewählt. Ich bin hier viel aktiver als in der Heimat. Dort habe ich mich wenig engagiert, nach der Arbeit ging’s nach Hause, alles war dann privat.“

Das Wohnlager Sosnowo liegt mitten im Wald, anderthalb Stunden zu Fuß vom Dorf entfernt und 30 Kilometer vor der Stadt Tschaikowski. Kontakte zu den Einheimischen sind sehr selten. „Ich würde mir gern so ein Blockhaus von innen ansehen, aber ich habe keine Bekannten im Dorf“, bedauert Sabine. „Wir wollen einmal eine Deutschstunde in der Schule besuchen. Vielleicht klappt das bald.“ Gute Verbindungen gibt es zwischen den Trassenbauern und der Musikschule in Tschaikowski. Die schönen Mädchen mit ihren Instrumenten tauchten sogar eines Tages ganz unerwartet direkt am Rohr auf. Da haben sich einige der sonst so forschen Jungs versteckt, weil sie befürchteten, einen schlechten Eindruck zu hinterlassen. Die Gebietszeitung brachte zu dem ungewöhnlichen Konzert die Schlagzeile: Tiroler Walzer unter russischen Birken. „Über solche Abwechslungen freuen wir uns“, meint Klaus. „Sonst sehen wir ja stets dieselben Gesichter.“ Ist das auch ein Problem für das Ehepaar Kolberg? Eigentlich nicht, versichern sie. Nicht einmal Streit hätte es zwischen ihnen bisher gegeben. Sabine: „Von der Arbeit abgesehen, ist das Leben hier sorgenfrei für uns. Ich brauche mich nicht ums Kochen oder Einkaufen zu kümmern, alles kriegen wir vorgesetzt. Das einzige, was mir immer schwerfällt, ist der Abschied von zu Hause, wenn wir in Urlaub waren. Ansonsten ist so ein Wohnlager vielleicht wie ein Dorf; jede Kleinigkeit wird aufgebauscht. Kommt ein Mädchen ein paar Mal morgens aus einem fremden Zimmer, ist die Nachricht gleich rum. Oder gar eine Scheidung, die gibt wochenlang Gesprächsstoff.“ Daß die Kolbergs einmal so ein Thema werden könnten, glaubt keiner, mit denen wir darüber sprachen. Es scheint, wir haben ein Traumpaar gefunden. „Sicher kann niemand sein“, schränkt Klaus ein. „Ich glaube, wenn Ehepaare hier Schwierigkeiten mit sich selbst bekommen, hat es schon vorher nicht gestimmt.“

Auf mich machen Sabine und Klaus Kolberg den Eindruck, als lebten sie in den Flitterwochen. Das klingt absurd, zwei Jahre Trasse als Flitterwochen zu bezeichnen. Aber vielleicht sind es gerade die ungewöhnlichen Bedingungen des Trassenlebens, dieses Lebens wie auf einer entlegenen Insel, fern des normalen Alltags, die so wirken. Für zwei Jahre hatten sie sich verpflichtet. Klaus will, daß sie noch zwei Jahre dranhängen. Sabine hat Bedenken: „Ein Jahr länger reicht eigentlich auch. Ich möchte gern ein Kind haben. Und ich habe Angst, daß dieser Wunsch nachlassen könnte, wenn wir ihn immer weiter verschieben. So ein Leben kann bequem machen…“

Aqua-Color

Farbenpracht und Zähneklappern im Weißen Meer

Unser Autor, Dr. Matthias Freude (Bild und Text), Wissenschaftlicher Assistent der Humboldt-Universität, war mit einer Gruppe Berliner Studenten für zwei Wochen Gast in der Weißmeer-Forschungsstation der Moskauer Universität. Die Station auf dem Südufer der Halbinsel Kola, an der Karelien gegenüberliegenden Kandalakscha-Bucht, besteht aus Blockhäusern, von Studenten und Dozenten in anstrengender Handarbeit errichtet. Um die kargen Waldbestände zu schonen, wurde ausschließlich Treibholz als Baumaterial verwandt. Gestützt auf diese Ansiedlung mit ihren Depots und Laboratorien, untersuchen sowjetische Zoologen, Botaniker und Biophysiker die Tier- und Pflanzenwelt an den Küsten und in den Schelfgewässern des Weißen Meeres.

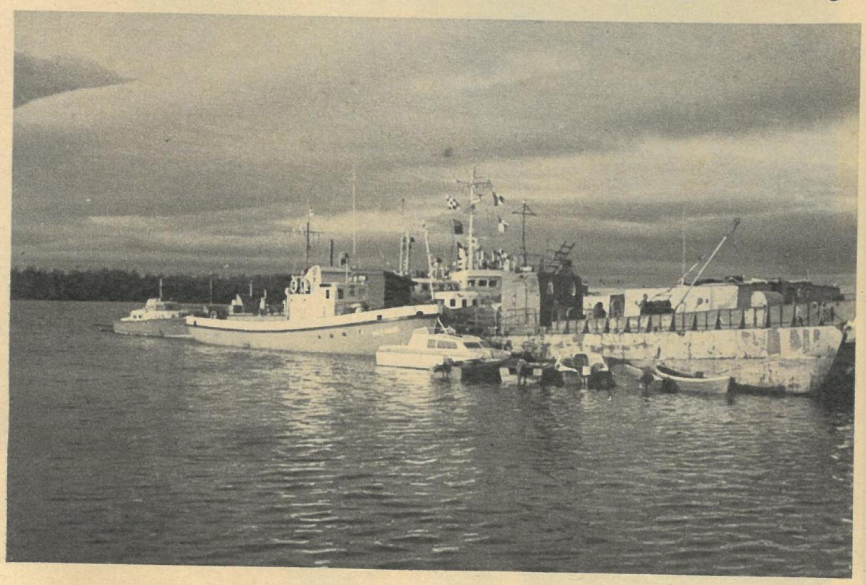


Bild links: Eine rote Schlauchseescheide hat sich am Grund verankert, zwei kaktusähnliche Igelseescheiden nutzen die Verwandte als Haftgrund. Darunter, durchsichtig und zerbrechlich, eine arktische Asselspinne. – Bild oben: Forschungs- und Versorgungsschiffe der Station. – Rechts: Ein Teppich von kurzblättrigem Tang bedeckt bei Ebbe das Watt. In der ständig überspülten Zone beginnen dann die großen Tangwälder mit ihren bis zu zwanzig Meter langen Blättern.

Es läßt sich kaum ein größerer Kontrast denken als zwischen den ungastlich schwarzen Uferklippen und der faszinierend bunten Unterwasserwelt nur ein paar Tauchzüge tiefer. Ein Zufall, der mir diese Welt erschloß. In der Biologischen Station „Pojakonda“ fand sich eine Taucherausrüstung. Ohne schützende Gummihülle aber – das bekam ich bald zu spüren – ist das Meerestauchen selbst für winterharte Naturen kein reines Vergnügen (obwohl die hiesigen Wassertemperaturen im Hochsommer immerhin 9 bis 11 °C erreichen). Gefesselt vom Anblick der Lebewelt unter Wasser kühlte ich schon beim zweiten Tauchgang so stark aus, daß ich mich trotz warmer Getränke und dicker Pullover stundenlang nicht erwärmte. Abhilfe schaffte erst das Russische Dampfbad der Station.

Wußten Sie, daß der Mensch sich von einer Kerntemperatur ab 34 °C nicht mehr selber erwärmen kann? Nur ein scheinbar geringer Unterschied zur Normaltemperatur von 36,5 °C! Bei 24 °C tritt unweigerlich der Tod ein… Nach der unvorsichtig provozierten Abkühlung mochte ich an die bunte, eisige Pracht unter Wasser nicht einmal denken. Zu beneiden die Seehunde und Ringelrobben, die ständig vor der Küste jagen. Ihnen dient eine dicke Speckschicht zur Isolation gegen gar zu kühles Wasser. Nur die gleichwarmen Säuger und Vögel haben es überhaupt nötig, sich gegen Wärmeverlust zu schützen. Bei anderen Arten gleicht sich die Körpertemperatur der Umgebung an. Viele arktische und antarktische Meereslebewesen überstehen sogar Wassertemperaturen unter 0 °C. Sie haben spezielle Frostschutzmittel (meist Zuckerlösungen) im Blut, die das Einfrieren verhindern.

Dennoch: Mein erster Tauchgang im Weißen Meer bleibt unvergeßlich. Seit Jahren träumte ich davon, nach dem tropischen Korallenriff auch einen Tangwald kalter Meere zu erkunden… Auf unsicheren Schwimmflossen über scharfkantige Seepocken ins Wasser balancierend, hatte ich keine Ahnung, daß sich dieser Wunsch Sekunden später erfüllen würde. Nur wenige Meter von der Niedrigwasserlinie entfernt wiegte sich geheimnisvoll ein olivgrüner Unterwasserdschungel in der Strömung. Es war wie im Märchen: Rings umher wogende Tange; zehn, zwölf Meter lang, viele noch länger. Man gleitet zwischen den bis zu zwanzig Zentimeter breiten Blättern hindurch, glitzernde Jungfische stieben zur Seite; im grünen Dämmerlicht steht plötzlich ein großer Lachs, offensichtlich erstaunt über den flossenschwingenden Besucher.

Auf den Tangblättern haften Seepocken, Kolonien von Moostierchen, kleine Muscheln und überall herrlich gefärbte Seesterne. Einige Meter tiefer breitet sich ein Teppich bunter Röhrenwürmer und schlauchförmiger Seescheiden, dazwischen leuchtend orange Seerosen, bizarre Nacktschnecken, Vielborster, Schwämme, bis zur Unkenntlichkeit getarnte Krabben, arktische Garnelen…

Man weiß längst, daß die Produktivität in kalten Seegebieten entschieden größer ist als in tropischen Meeren. Das strahlende Blau der warmen Meere wird geradezu als Wüstenfarbe des Ozeans bezeichnet. Im kalten Wasser polnaher Meere sind unvergleichlich mehr Nährstoffe gelöst, vor allem ist mehr Sauerstoff vorhanden – Grundlage für ein hohes Aufkommen an Biomasse. Jeder Biologe hat dieses theoretische Wissen, die Realität überrascht dennoch. Was allein in den Riesenblättern der Unterwasserwälder für Pflanzenmassen pro Hektar stecken, läßt sich mit keiner Ackerkultur auf dem Festland vergleichen. Dabei wachsen auch die Tangwälder in jedem Frühjahr neu heran, nur daß sie im Herbst nicht abgeerntet werden, sondern Frost und Eisschollen zum Opfer fallen.

Es fehlt nicht an Versuchen, die Tangwälder nutzbar zu machen. Als nahrhaftes Viehfutter, zur Gewinnung von Mineralstoffen, Arzneimitteln und dem Gelierpulver Agar-Agar verwendet man Tang schon lange. In Ostasien werden verschiedene Arten gegessen. Da es sich bei unserem Tangwald teilweise um Zuckertang (Laminaria saccharina) handelte, lag der Gedanke nahe, ebenfalls einen Versuch zu wagen.

Mit den Worten: „Wir wollen nur mal kosten!“ zogen wir ein kleineres Blatt ans Ufer und übergaben es dem Algenspezialisten der Station, einem langbärtigen, breitschultrigen Einzelgänger. Als typischer Junggeselle hielt der sich nicht lange mit Waschen, Schneiden und Kochen auf; er spülte das Blatt nur kurz ab, überbrühte es mit heißem Wasser, schnitt eine Knolle Knoblauch daran und servierte das Gericht dann in einer großen Waschschüssel… Wir brauchten eine Weile, bis wir uns von diesem Mahl erholten.

Beim zweiten Anlauf schmeckte der Tang wirklich gut. Wir hatten ihn kleingeschnitten, länger erhitzt und vorher sorgfältig abgebürstet, danach ließ er eine gewisse Süße erahnen, und vor allem war der penetrante Fischgeschmack vom ersten Mal verschwunden. Apropos Fisch: Es gab viel zu angeln. Dorsche und Heringe, zum Braten und Räuchern, frisch aus dem Meer. Außerdem zogen wir eine Vielzahl anderer Lebewesen mit unseren Schnüren ins Boot. Neben Algen vor allem Seesterne und verschiedenfarbige Seescheiden. Man sieht diesen schlauchförmigen Lebewesen mit den zwei Ausgängen nicht an, daß sie hart wie Leder sind und deshalb manchen Angelhaken „schlucken“. Noch weniger vermutet man in ihnen allernächste Verwandte der Wirbeltiere. Und doch haben ihre frei schwimmenden Larvenformen ein langgestrecktes Stützelement im Rücken, einen direkten Vorläufer unserer Wirbelsäule.

Angeheftet an Seescheiden, Steine oder leere Muschelschalen fanden sich häufig lange, mehrfach gewundene Röhren aus Schlick unter dem „Beifang“. Unauffällig braungrau zumeist, würde man sie achtlos beiseite legen, wüßte man nicht von den Tauchgängen, daß darin die zauberhaften Röhrenwürmer wohnen. Ihre weißen, roten oder gelben, blütengleichen Tentakelkronen entfalten sie nur unter Wasser, wenn sie sich völlig ungestört fühlen. Das gilt auch für die Fangarme der zahllosen Seerosen und Seedahlien, deren Farbskala von Karminrot bis zu Blaugrün reicht. Blumentiere heißen die 6500 Arten jener Gruppe der Wirbellosen…

Von all dieser Schönheit aber ist nicht mehr viel zu sehen, wenn man die Tiere vom Meeresgrund ans Licht holt – sei es versehentlich mit dem Angelhaken oder dem speziellen Grundschleppnetz, wie es Wissenschaftler für ihre Studienfänge benutzen. Nur der Taucher erblickt die wahre Pracht. So lohnt eben doch das Zähneklappern…

Bild links: In der Dämmerung kommen die lebhaften Schlangensterne aus Felsspalten hervor. Droht Gefahr, können sie einen ihrer Arme abwerfen, der dann heftig zuckend den Feind ablenkt. Schlangensterne besiedeln meist Tiefen von mehr als zehn Metern, der Blutrote Seestern (am Boden) ist mehr im Flachwasser anzutreffen.

Aqua-Color

Bild links unten: Nacktschnekken zählen zu den schönsten Meerestieren. Die zartviolette Bäumchenschnecke nutzt ihre bizarren Körperanhänge zum Atmen. Viele Arten speichern Gifte aus ihrer Nahrung, wie etwa die Nesselzellen gefressener Quallen. Das scheinbar pflanzliche Gebilde rechts neben der Schnecke wurde von winzigen Moostierchen aufgebaut. Der oben aufsitzende, kaum zentimeterlange Gespensterkrebs beugt sich wie ein Stehaufmännchen vor und zurück, um Kleinstlebewesen aus der Strömung aufzunehmen. Im Vordergrund Seepocken, die „Telefonschnur" im Hintergrund ist Schneckenlaich. – Bild unten: Nicht Blumen sind es, die hier ihre Blüten entfalten, sondern fleischfressende Tiere beim Beutefang. Wie ein Unterwasserfeuerwerk leuchtet das orangerote Greisenhaupt, ein Verwandter unserer Seerosen. Seine nach Hunderten zählenden Fangarme lassen weder ein Fischchen noch eine unvorsichtige Garnele aus ihrem Bereich entkommen. Aus Nesselzellen schießen vergiftete, widerhakenbewehrte Harpunenfäden, lähmen das Opfer augenblicklich. Fangarme führen es zur Mundöffnung ... Auf kleinere, frei im Wasser schwebende Beute haben sich Seescheiden und Röhrenwürmer spezialisiert! Die zart gefiederten Tentakelkronen der Röhrenwürmer (links) eignen sich vorzüglich zum Filtrieren von Plankton aus bewegtem Wasser. Doch schon vor einem Schatten verschwindet der ganze Körper blitzschnell in der selbstgebauten Wohnröhre.

In jedem Kran ein Stückchen Seele

Wieder daheim. Die arbeitsreichen Festtage des Gewerkschaftslebens sind vorbei, die Delegierten des 11. Kongresses in ihren Alltag zurückgekehrt. Für Helga Marquardt ist es der VEB Kranbau Eberswalde, dessen Werktor sie seit nunmehr 30 Jahren passiert. Hier hat sie gleich nach der Schule Industriekaufmann gelernt, hier war ihr Vater schon tätig, hier lernte sie ihren Mann kennen, und inzwischen ist eine ihrer Töchter ebenfalls mit von der Partie. Der eine im Stahlbau, die andere als Sekretärin und Helga selbst als Materialbereitsteller in der zentralen Seilrollenproduktion. Eben Marquardts Betrieb – ihr Zuhause. Und wo man zu Hause ist, macht man sich auch Gedanken darüber, wie es momentan läuft und wie es künftig weitergehen soll. Gerade nach solch anregenden Tagen wie denen in Berlin.

Da ist zuerst der eigene Arbeitsplatz. Was ist zu tun, um noch kontinuierlicher den Materialfluß zu sichern, Qualitätsmängel auszuschließen? Die Seilrollen – nur ein winziger Baustein für den aus vielen tausend Teilen bestehenden Kran, doch ohne sie funktioniert der lange Lulatsch nicht. Sie produzieren die Rollen inzwischen mit Hilfe von Robotern. Der Schweißrobby bringt ihnen Tempo- und Produktivitätsgewinn – wenn er richtig programmiert ist und ihm das Material millimetergenau eingegeben wird. Das aber wird bereits in der Produktionsvorstufe mitentschieden. Schon dort muß millimetergenau gearbeitet werden, soll die Schweißnaht nicht an der falschen Stelle sitzen. Ein Beispiel für das notwendige Zusam-

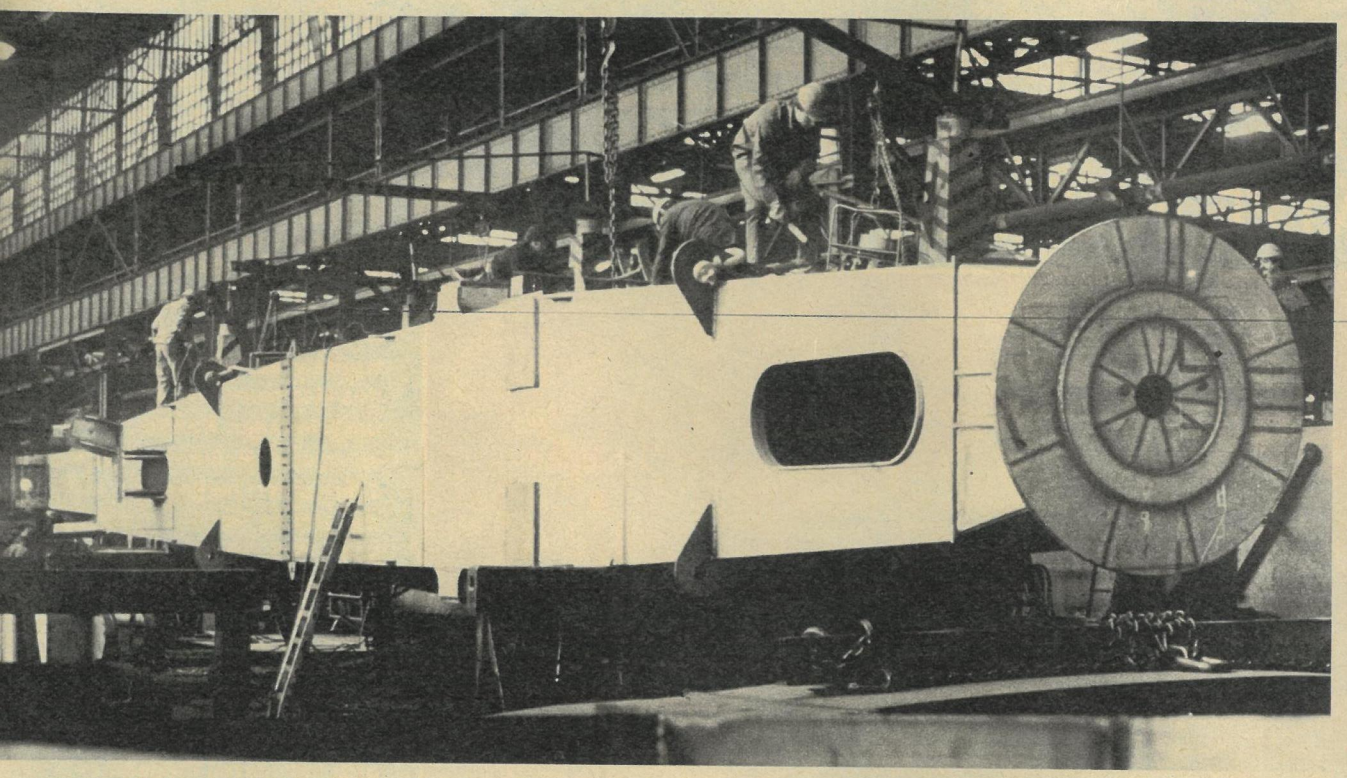
Rechts oben: Schweißarbeiten an einer Drehsäule im Stahlbau

Links: Kranbauer-Dialog zwischen BGL-Mitglied Helga Marquardt und Held der Arbeit Günter Urbick.

Ein Garten für alle

Mochten Wettermächte den Gärtnern und Bauarbeitern noch so viele Striche durch die Frühjahrsrechnung machen – jetzt steht er vor der Eröffnung: der erste Abschnitt des Naherholungsparks Marzahn, auf 21 Hektar gestaltet als „Berliner Gartenschau".

Freilich, manches muß erst anwachsen, anderes noch auf Vollendung warten – eines ist schon zu erkennen... Eingebunden in das moderne Wohngebiet präsentiert sich eine neue Sehenswürdigkeit der siebenhundertfünfzigjährigen Stadt. Gärtnerische, gartenarchitektonische Traditionen Berlins, Anregungen zur eigenen Betätigung im Vorgarten, auf dem Grundstück, dem Balkon bilden das Hauptanliegen. Mit Ausdauer wurde in alten Büchern geforscht, phantasievoll die „Besiedelung"



menspiel der 3500 Kranbauer, das jeder begreifen muß. Hier liegen noch Reserven. Für das BGL-Mitglied Helga Marquardt eine wichtige Lehre des Kongresses: Immer wieder das persönliche Gespräch mit den Kollegen suchen, ihre Meinung herausfordern, ihre Haltung formen helfen, sie aktivieren. Denn die Kranbauer haben einen Ruf zu verteidigen, ihre Arbeit gilt etwas in der Welt. Zuverlässig drehen sich ihre Krane in den Häfen von 31 Ländern auf vier Kontinenten. Und laut gefülltem Auftragsbuch werden in diesem Jahr weit über 100 neue leistungsstarke Hafenkrane planmäßig von Eberswalde auf die Reise geschickt.

Helga Marquardt denkt an die Stahlbauer, die besonders gefordert sind, haben sie doch täglich die größten Brocken vor sich und den Lärm als ständige Kulisse. So Günter Urbick mit seiner Brigade, die die Drehsäulen zusammenbauen – das Herzstück des Kranes, wie sie es nennen, weil an der Säule alles andere befestigt wird. Sie schweißen, schneiden und hämmern und sinnen darüber nach, wie sie ihrer Arbeit immer besser Herr werden können – mit Technik und Köpfchen. 2000 Stunden brauchten sie einst für eine Säule, bei 900 halten sie jetzt. Sie arbeiten seit Jahren plantreu. Und der Urbick weiß genau, wenn sie mal ein paar Stunden hinterm Plan zurück sind... In jedem Kran steckt ein Stückchen ihrer Seele.

Solchen Kollegen wie den Stahlbauern muß noch mehr unsere Aufmerksamkeit gelten, denkt Helga Marquardt als Vorsitzende des Rates für Sozialversicherung. Meint die Vergabe von Kuren, Ferienplätzen und die prophylaktische gesundheitliche Betreuung.

Im sozialistischen Wettbewerb für 1987 haben sich die Eberswalder vorgenommen, ihre Erneuerungsrate von 35 Prozent vor allem durch die Weiterarbeit an der neuen Krangeneration zu erreichen. Der 40-Tonnen-Kran „Atlant“ gehört dazu, ist das Ergebnis enger deutsch-sowjetischer Partnerschaft, hat gerade seine Erprobung in Murmansk mit Erfolg bestanden. Ihm konnten auch extremste Temperaturen nichts anhaben. Die installierte Leistungselektronik garantiert stufenloses und energieökonomisches Fahren. Die UdSSR ist nach wie vor Eberswaldes größter Auslandskunde, von Anfang an. Vor kurzem gingen die Krane Nr. 2239 bis 2242 auf die lange Reise quer durchs Sowjetland. Ihre Zielorte: Odessa, Klaipeda, Ust-Kamschatsk und Kaliningrad. Solche langfristigen Aufträge wirken sich aus aufs Betriebsklima, weiß Helga Marquardt. Nicht, daß man sich in Ruhe wiegen kann bei der Entwicklung neuer Erzeugnisse, im Gegenteil, die Aufträge fordern regelrecht heraus. Aber man kann systematisch planen und arbeiten, ohne Sorgen vor dem nächsten Tag.

Wolfgang Scheel (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

---

des Geländes entworfen. Schönes und Nützliches in enger Nachbarschaft: der Kräutergarten (praktische Winke für die Küche) neben einem Ensemble originell gefaßter Sprudel und Quellen, die Musterparzelle für den Kleingärtner zu Füßen des Aussichtsrondells.

Was stellen Sie sich unter einem „Blumentheater“ vor? Auf mehrstufigem Podest wurden früher die schönsten und wertvollsten Kübelpflanzen den Sommer über zur Schau gestellt. Apfelsinenbaum und Oleander, Fächerpalme und Kamelie standen dort wie die Schauspieler auf einer Bühne. Im Vorüberwandeln wird man sie wieder begrüßen. Doch es muß nicht beim Wandeln bleiben... Konstruiert wurde ein aus zwei Fahrrädern bestehendes Parallel-Tandem. Unter einem Sonnendach werden Vater, Mutter und zwei Kinder auf solchem Gefährt die Wege durchradeln können.

Tatsächlich führt auch ein Pfad zu den historischen Schwesterstädten Berlin und Cölln. Im Kleinformat begegnet uns jene erste Siedlung an der Spreefurt. Natürlich ist der Wasserlauf hier nicht so imposant wie sein Vorbild, mehr von Fröschen bevölkert als von Dampfern belebt. Immerhin, die großen Leute sollen zusammen mit den kleinen ihre Freude dran haben.

Und dann das Schaustück der kupfernen Agave... Es war im Jahre 1712, als auf der Schloßinsel zum erstenmal in Europa eine Agave blühte. Sie mußte erst 80 Jahre alt werden, ehe sie den wahrhaft imponierenden Blütenstand in den Himmel hob; der damals regierende Zar von Rußland kam eilends zu diesem Schauspiel angereist. Eine Nachbildung der Pflanze hat die Zeiten überdauert, in Marzahn gelangt sie zu neuen Ehren.

Am Aufschluß des Geländes haben viele freiwillige Helfer aus Marzahn wie aus anderen Stadtteilen mitgearbeitet; jetzt wird zum Weiterdenken eingeladen. Ein Briefkasten nimmt alle Vorschläge für die weitere Ausgestaltung der Gartenschau auf. Modelleisenbahner, Freilandaquarianer und Liebhaber von Miniaturbauten haben schon einige ihrer Wünsche verlautbart. – Es ist nicht zuviel behauptet, wenn Stadtgartenamtsdirektor Gottfried Funeck verspricht, daß jeder Besuch auf dem Gelände am Kienberg etwas Neues, eine freundliche Überraschung bringen werde.

Hans Frosch (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)

Im nächsten Heft:

So kam der Mensch ins All

Beginn einer neuen Rücktitelserie anläßlich des 30. Jahrestages des Starts von Sputnik 1, des ersten künstlichen Himmelskörpers: Raketen, Raumschiffe und Orbitalstationen in farbigen Zeichnungen, die einen Überblick über die Etappen der bemannten Raumfahrt der UdSSR geben.

Stadtporträt

Moskau, wie es bleibt und sich verändert – Beobachtungen, Begegnungen, Gespräche in der sowjetischen Hauptstadt in diesen Tagen.

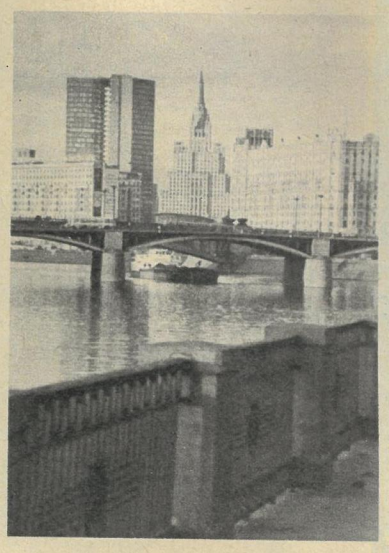


Foto: A. Paszkowiak

Der Arzt aus Boston

Professor Dr. Bernhard Lown ist Ko-Präsident der Internationalen Ärztevereinigung zur Verhütung eines Nuklearkriegs. Den Friedens-Nobelpreisträger und Herzspezialisten besuchte FREIE WELT in seiner Heimatstadt Boston (USA).

Haariges aus Riesa

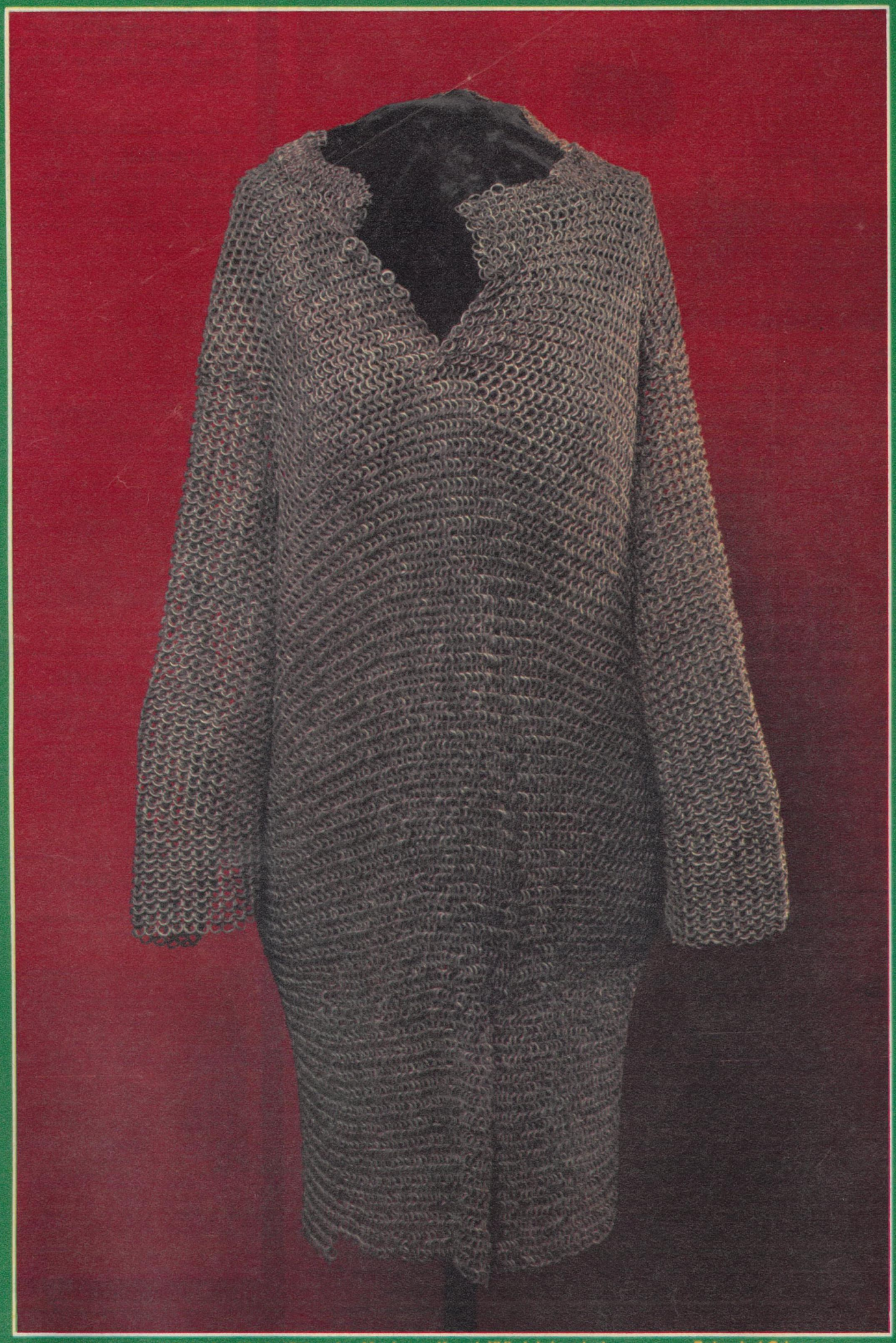
Frisuren, Mode, Kosmetik – ein ungewöhnliches Arbeitsseminar mit viel, viel Köpfchen.

Foto: V. Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Eine Augenweide besonderer Art verspricht den Berlinern und ihren Gästen eine große Ausstellung von Werken der dekorativen und angewandten Kunst, von den Museen des Moskauer Kreml zum Jubiläum unserer Hauptstadt im Berliner Bodemuseum ausgerichtet. FREIE WELT stellt Stücke dieser am 9. Mai beginnenden Schau vor.

KREML-SCHÄTZE IN BERLIN 8



Kettenhemd, hergestellt in den Werkstätten des Moskauer Kreml, XVI. Jahrhundert. Foto: Juri Grigorow

Zur ältesten Art russischer Schutzrüstungen gehört das Panzer- oder Kettenhemd. Diese Rüstungen, die gegenüber den Plattenharnischen eine größere Beweglichkeit des Kämpfers ermöglichten, bestanden aus mehreren tausend Ringen, deshalb auch Ringpanzer genannt. Das hier vorgeführte Kettenhemd wurde in der Waffenkammer des Moskauer Kreml, einer der führenden Waffenschmieden Rußlands, im XVI. Jahrhundert hergestellt. In der großen Sammlung russischer Schutzrüstungen, die in den Museen des Kreml aufbewahrt werden, fällt dieses Kettenhemd wegen seiner dekorativen Gestaltung auf. Sein Kragen ist mit kleinen, aus vergoldetem Kupfer geschmiedeten Ringen geschmückt. Auf jedem der mehreren tausend Ringe ist ein Kreuz abgebildet. Das Gewicht dieser Rüstung beträgt rund 14 Kilogramm.

FREIE WELT

Unsere Preisfrage:
In den Waffenwerkstätten des Kreml wurden auch Kanonen gegossen. Eine davon ist auf dem Terrain des Moskauer Kreml aufgestellt. Wie heißt dieses Riesengeschütz?

Schreiben Sie Ihre Antwort auf eine Postkarte und schicken Sie diese bis spätestens 20. Mai 1987 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Auflösung und Preisträger in Heft 12/87.

Text: J. W. Tichomirowa